

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 25.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. Juli 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

X. Band.

Amy Moss oder das Blockhaus am Scioto. (Fortsetzung.)

13. Kapitel.

Amy in dem Indianerdorfe.

Wir müssen jetzt zurückkehren zu dem Morgen, an welchem Amy Moss hinaustrat an die Thür der Hütte, um die Ursache des Freudenlärms zu erforschen, mit dem die zurückkehrenden Indianer empfangen wurden — doch vorher noch wird es nöthig sein, über einige Ereignisse von Wichtigkeit zu berichten, die sich früher am Tage zutrugen, und deren zu erwähnen sich bisher keine Gelegenheit bot.

Die Lage Amy's war während der Zeit, wo die von uns erzählten Ereignisse sich zutrugen, keineswegs angenehm noch befriedigend. Sie hatte den nächtlichen Tumult gehört und bahrte mit einem Gefühl der Angst und unbestimmten Schreckens auf irgend einen Zufall, der ihr über das Schicksal ihres ergebenen großmüthigen Fremdes Custaloga Aufschluß gebe.

Sobald der Morgen dämmerte, stand sie auf, nahm das Kind bei der Hand, winkte der alten Indianerin, die Tecumseh ihr sowohl als Wächter wie als Spion beizugehen, und ging hinaus in das Dorf, welches jetzt wieder still und ruhig geworden. Die Krieger lagen und schliefen in ihren Wig-

wams und ließen sich sogar durch die Rückkehr Einzelner nicht stören, die ausgegangen waren Custaloga zurückzubringen. Diese rückkehrenden Indianer gingen gleichfalls ruhig in ihre Zelte, jede Mittheilung sparend bis zum Tage, wo, wie verabredet war, das ganze Dorf sich zur Berathung versammeln sollte.

Bei Tageslicht bot das Indianerdorf eben keinen angenehmen Anblick dar. Die Hütten von Rinde und Thierhäuten, aus denen hin und wieder ein leichter Rauch aufstieg, die Bereitung eines frühen Morgenmahls verrathend, sahen im Sonnenlicht sehr unschön aus, und nur der herrliche Kranz der umgebenden Waldbäume ragte in alter Frische darüber hinaus, ausgenommen wo eine Lichtung etwas bebautes Feld sehen ließ.

Der Rasen im Innern des Dorfes war so zerstampft von den Hufen der Pferde und den Füßen der Menschen, daß das Ganze mit seinem hier und da vom Feuer geschwärzten Grunde, mit den umherliegenden Steinen, Blöcken und Holzflößen eher einem schmutzigen Bauernhofe, als einem Nasenplatz glich.

Zahlreiche häßliche Hunde, gleichfalls schlafend, lagen auf dem Plage umher, die Vorübergehenden dennoch auch im Traum aus alter Gewohnheit anknurrend. Nicht weit entfernt von einer Eingangsthür des Dorfes außerhalb der Umzäunung war eine hohe Barriere für Pferde, in welcher diese fast sämmtlich gestohlenen Thiere eingesperrt gehalten wurden.

„Tante Amy,“ fragte der Knabe, an den Kleidern seiner Beschützerin sich festhaltend, die abgesehen von Ritt und zerissen, durch ihre geschmackvolle Anordnung seltsam mit diesem Ort contrastirten — „wann gehen wir denn zu Pa?“

„Ruhig, Kind!“ entgegnete Amy, welche sich der Thränen kaum erwehren konnte, da des Kindes bleiches, angstvolles Gesichtchen zu ihr aufschaute. „Wir müssen noch ein Weilchen warten, lieber Willy; Dein Vater und Onkel Harvey und Gusta werden bald kommen und uns fortholen von den gartigen Leuten.“

„Ich will zu meinem Papa!“ sprach das Kind, schwieg aber aus Furcht vor den Indianern sogleich wieder still und brach nur in ein heftiges Schluchzen aus; der unbezwingliche Schrei der Natur, welchen die Sehnsucht nach dem Vater dem bangen Herzen des Kindes erpreßte.

Amy Moss gab dem Kleinen keine Antwort mehr, sondern überschritt, nachdem sie die Umzäunung des Dorfes hinter sich hatte, einen schmalen ausgehauenen Weg und betrat den Wald, wo sie an einem klaren Quell sich selbst und dem Kinde Gesicht und Füße wusch, in gewohnter Weise, so gut es gehen wollte, ihr Haar ordnete und ihre Toilette beendete. Die alte Indianerin, die, wie die meisten bejahrten Frauen ihres Stammes, derlei Tand als Nichtigkeiten verachtete, sah mit spöttischer Miene dem Treiben Amy's zu, ohne sich jedoch eine Bemerkung zu erlauben, denn der junge Häuptling Tecumseh hatte ihr anbefohlen, gegen die Gefangenen aufmerksam und gehorsam zu sein.

Als dies einfache und erfrischende Morgengeschäft beendet, wandte Amy sich dem Dorfe wieder zu. Langsam und gedankenvoll ging sie einher, des Kindes Hand in der ihren und tiefen Träumereien nachhängend, als ein Schrei des Knaben sie erschreckte und zum Aufsehen nöthigte.

Der junge Häuptling, welcher sie zur Gefangenen gemacht, stand vor ihr.



Amy Moss und das Indianermädchen. (Seite 191.)

Er war ein schlanker, ziemlich hübscher Indianer, mit einem Ausdruck des Gesichtes, der in diesem Augenblicke mild und freundlich zu nennen. Er trug eine Art von Tiara aus Dachsfell, verziert mit Schnabel und Klauen eines Falken, und sein Mantel, reich verziert mit silbernen Agraffen und Münzen, deutete seinen hohen Rang an. Er war ganz unbewaffnet.

„Tecumseh ist fröhlich!“ sagte er mit sanfter, leiser, fast melancholischer Stimme — denn dieser Wilde verstand die Kunst der Beredsamkeit, welche oft mehr noch in Ton und Geberden als in Worten besteht, so gut als mancher Europäer. — „Der Anblick der Nachtigall thut wohl; die Luft ist frisch, und auf den Wangen der weißen Lilie sehe ich Rosen blühen. Geh, Wass, nimm das kleine Blafgesicht mit Dir.“

Tecumseh will sprechen mit der Tochter der Langmesser. — Amy Moss rührte sich nicht bei dieser Anrede. Sie hatte des Kriegers Worten gelauscht, welche schwer und tief in ihre Seele fielen. Sie begann zu ahnen, weshalb sie geschont worden, und das Herz sank ihr in der Brust. Amy war stolz, stolz auf ihre weiße Haut, auf ihre Abstammung; sie sah auf Neger und Indianer als auf Geschöpfe niedriger Gattung herab, und der ihr gegebene Stolz war noch genährt worden durch die Erziehung einer Mutter, die sich rühmte von einer edlen Familie der Normannen abzustammen. So gar ihre herablassende, protegirende Freundschaft für Custaloga war seit einiger Zeit kühler geworden, wahrscheinlich weil sie mit ächt weiblichem Instinct die wachsende Leidenschaftliche Bewunderung bemerkte, welche sich in seine sonst demüthige und dankbare Verehrung mischte. Als sie das erste Dämmern der Leidenschaft in Custa's Seele entdeckte, hatte sie dieselbe mit kalten Sarkasmen, bitterm Spott und verwundender Rede zu unterdrücken gesucht. Sie hatte in seiner Gegenwart mit Verachtung von Frauen gesprochen, die, thörichter Leidenschaft folgend, in eine Mißheirath willigen, sie hatte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, mit beißendem Spott die Männer zu geißeln, welche sich durch Verbindungen mit Quadranten und andern Mißlingen erniedrigten. Mit stolzer, königlicher Haltung, mit flammenden Blicken und hochgerötheten Wangen hatte sie es ausgesprochen, daß sie nie einem andern Mann angehören werde und könne, als einem Manne ihres Stammes und ihrer Farbe.

Einmal war Custaloga gelohet vor diesen Kränkungen; doch kam er wieder, ertrug Alles ruhig, muthig, ohne Zorn oder Empfindlichkeit, ja seine Gelassenheit ging so weit, daß man bezweifeln mußte, ob er überhaupt des Zornes fähig sei. Was fühlte Amy jetzt? —

„Geh!“ sprach sie zu dem Kinde, „ich werde bald wieder bei Dir sein; Wass wird Dir Milch geben.“ Darauf wandte sie sich um und blickte dem Indianer ins Antlitz, mit äußerlicher Ruhe wenigstens, obgleich der stürmisch wogende Busen, das brennende Auge und die fieberhaft glühende Wange zeigten, daß diese Ruhe nur eine erkünstelte sei. Wie sie so da stand, hoch aufgerichtet, den Strohhut leicht über den Arm geworfen, mit der Miene herausfordernden Stolzes, war sie so schön, daß der wilde Naturjohn kaum einen Ausruf der Bewunderung unterdrücken konnte. Dennoch bezwang er sich und nöthigte Amy sich niederzulassen.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo die äußere Umgebung mit solcher Schärfe und Bestimmtheit dem Geiste sich einprägt, daß sie unaussprechlich darin verbleibt. Ein solcher Augenblick war der gegenwärtige für Amy Moss. Es war doch nur ein einfacher Waldweg, ein schmaler Pfad, der zu der Quelle führte, an welcher sie soeben ihr Gesicht erfrischt, und sie sah auf einem Baumstamme — dennoch konnte Amy ihr Leben lang die Scene nicht vergessen. Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Grassalm, jeder Stein am Wege prägte sich in ihr Gedächtniß. Ein Strahl der Morgenröthe fiel auf die halb schwarze, halb grüne Oberfläche eines abgestorbenen Astes — hier war ein Fleck, und da ein Fleck, wie die Haut einer Schlange oder eines Panthers, manche Flecken grün, manche bräunlich weiß von Moos oder Schwämmen, die daran wuchsen; eine Ameise, ein winziges Bißchen Stroh mit sich schleppend, lief so eilig mit ihrer Bürde über den Ast, als wäre der große Vertilger ihres Stammes dicht hinter ihr; ein Vogel wiegte sich, fröhlich zwitschernd, auf einem Baumgipfel — Amy sah und hörte Alles und nahm es mit dem Blick der Seele in sich auf — die rubig heitre Waldscene — sie lag so klar und fest, so scharf wie ein Lichtbild in ihrer Seele, so scharf, daß die eilenden Jahre seine Umrisse nicht zu verwischen vermochten.

Auf einem alten Baumstamme, der schon lange hier gelegen haben mochte, nahm Amy Platz, augenscheinlich nicht um dem Hainpfling zu geborchen, sondern weil sie es unpassend fand, ihm stehend Gehör zu schenken.

Der Ahornbaum ist süß und spendet lieblichen Saft, den die klugen weißen Männer in Zucker verwandeln, aber der Mund eines Weibes ist süßer, und der Honig ihrer Lippen ist köstlicher als der Zucker der Blafgesichter. Eine Indianerin ist eine Indianerin — sie ward geboren ihrem Herrn zu dienen; — ihr junger Gebieter kommt zurück aus dem Walde und sagt ihr, daß im Dicht ein Thier liegt, das er getödtet, und ihr Herz ist fröhlich darüber — sie geht und holt das Wild. Denn beides, ihr Blut und ihr Herz ist roth — ihr Blut ist heiß — sie ist stolz auf ihren Gebieter. — Sie freut sich, ihn auszusehen zu sehen in den Kampf — der Angststuf seiner Feinde ist ihren Ohren Musik, die Schädelhäute an seinem Gürtel klingen ihr schöner als der köstlichste Schmuck ihres Halses — sie wird Mutter tapferer Krieger — sie legt das Scalpirmesser in die Hand des kleinen Knaben und lacht, sie zeigt ihm den Tomahawk, und Mutter und Kind sind fröhlich; auch des Kriegers Herz ist fröhlich, denn er weiß, daß sein Weib ihm nur kleine Krieger schenken wird. — Die Tochter der Blafgesichter ist nicht so; sie ist auferzogen in einem warmen Wigwam, sie ist geschont und geliebt, sie ist königlich, wie der Panther der Wälder, vor dem die Füchse sich beugen, und sie ist sehr schön — sie ist nicht erzogen eines Kriegers Magd zu sein — das Gewicht eines Hirsches würde ihre zarten Glieder zerbrechen — der Anblick von Blut würde sie ohnmächtig machen; aber sie ist sehr schön! Tecumseh ist ein junger Krieger, er ist der Sohn eines großen Hainpflings, sein Herz ist fröhlich, denn er hat den Singvogel der Weissen gesehen. Hier ist noch die Tochter eines Hainpflings, die da wohnt in seinem Wigwam, auch sie, Bachstelze, wird hier sein im nächsten Mond — sie kann ihm dienen, weil sie Indianermädchen und weil sie stolz ist auf

Tecumseh — aber der Singvogel der Weissen ist sehr schön — sie soll Königin sein in Chillicothe, Herrin in Tecumseh's Herzen und Mutter von Krieger. Sie möge sprechen!“

„Indianer!“ sagte Amy, welche gleichwohl jedes Wort seiner Rede verfolgte, „ich versehe Euch nicht.“

„Ich habe gesprochen!“ entgegnete der Hainpfling mit ruhiger Würde, welche besagte, daß er sich schon hinlänglich herabgelassen.

„Ich versehe Euch nicht — erklärt Euch!“ wiederholte Amy kalt.

„Ein indianischer Krieger sagt keine Sache zweimal;“ rief Tecumseh mit flammenden Augen.

„So mag er sie einmal einfach sagen!“ antwortete Amy mit bitterm Spote.

„Dochter der Blafgesichter, Du bist mein Weib! Das habe ich gesagt.“

„Euer Weib?“ rief Amy aufstehend und vor den Hainpfling hintretend mit zornigglühenden Augen und flammenden Blicken, während sie die Hände zum Himmel erhob, als rufe sie ihn zum Zeugen ihres Abscheues gegen solchen Frevel.

„Euer Weib, sagt Ihr? Ich habe von Euren Marterwerkzeugen, von Euren teuflischen Grausamkeiten gehört und gelesen; es ist mir erzählt worden, wie Ihr Eure Opfer — mich dünkt, ich sehe sie vor mir — an einen Pfahl bindet, sie mit Ruthen peitscht und verbrennt. Nehmt mich, verbrennt mich am Pfahl, martert mich, schlägt mich, schleppt mich fort, foltert mich zu Tode — aber nie, nie werde ich eines Indianers Weib! Ich verabscheue Euren Stamm, mich efelt vor Eurer Haut. Ich bin ein weißes Mädchen, als solches und als Christin habe ich gelebt, und als solches und als Christin will ich auch sterben!“

„Viel Reden — wenig Thun!“ sprach der Indianer kalt, mit stolzer Ruhe.

„D, prüft mich nur — ich wünsche zu sterben!“ entgegnete Amy, die sich in jenem Zustande der Aufregung und partiellen Wahnsinnes befand, welcher schon manchen Märtyrer schuf. „Sterben würde mir Wolle sein gegen das Kleid, eines Indianers Weib zu werden, eines Indianers!“ Sie begleitete diese Worte mit einer sprechenden Geberde tiefer, stolzer Verachtung.

Des Hainpflings Blicke ruhten auf ihr leidenschaftlich wild und zornflammend, doch bekämpfte er den Ausdruck der Wuth, der auf seinen Lippen schwebte, und sprach, in die aphoristische Kürze zurückfallend, welche häufig der Rede der Indianer eigen ist: — „Singvogel spricht viel — was besser? braver Indianer, oder weiser Indianer, Renegat? Warum Dich schonen? Keiner wird's thun. — Willst lieber Simon Girty oder Butler heirathen?“

„Indianer!“ sagte Amy Moss, fast krampfhaft seinen Arm ergreifend — „in Euren Worten liegt irgend ein fürchterlicher Sinn — aber ehe ich einem von diesen Ungeheuern anheimfalle — lieber werde ich dann — wenn ich nicht sterben darf — Euer Weib!“

„Ha!“ sprach Tecumseh mit lautem, kurzem Lachen — dem triumphirenden schlaun Lachen des Indianers — „wüßte, der kleine Singvogel würde bald einen andern Ton anstimmen!“

„Redet, Indianer,“ rief Amy beschwörend, „sagt mir, warum bin ich hier?“

Der Hainpfling schaute sie an mit einem Blick wilder Siegesfreude, ohne ihr jedoch die gewünschte Erklärung zu geben. Er deutete auf den Weg und hieß sie ihm folgen. Amy, ihre geistigen und leiblichen Kräfte sammelnd, nahm schnell ihre gewöhnliche stolze Haltung wieder an und ging vor dem Indianer her zurück ins Lager, wo sie das Kind, ihrer schmerzlich harrend, antraf.

Ihre Gefühle waren durch die eben erlebte Scene so aufgeregert, daß, obgleich, bei dem kurzen Gang in der freien Luft sie dieselben zu bemeistern vermochte, kaum in dem besagenden Zelt angelangt, sie erschöpft auf ihr Lager sank. Das erschreckte Kind schmiegte sich an ihre Seite und fragte unter tausend Liebkosungen, wie nur Kinder sie verstehen, ob sie krank sei, und ob es etwas für sie thun könne. Einige Minuten lag sie still, ohne dem Knaben Antwort zu geben, dann aber erhob sie sich mit kräftigem Entschluß, sprach liebevoll mit dem Kinde, beschäftigte sich mit seinem Fröhlichkeit und strengte sich an, freundlich und theilnehmend zu erscheinen.

Stunden waren indeß vergangen, während welcher Amy ruhig im Zelte blieb, doch dem Kinde gestattete, an der Thür die frische Luft zu athmen. Die Sonne stieg höher am Himmel, die Männer vereinigteten sich zur Berathung — plötzlich ertönte ein Ruf des Erstauens, welcher der Ankunft einiger Reiter zu gelten schien. Die Nachrichten, die sie brachten, mußten wichtig sein, aus dem lauten Wortwechsel, dem Hin- und Herrennen im Lager zu urtheilen.

Dann folgte ein lauter Freudensturm aus vielen Rehlen, ein so wahrhaftiges Freudengetöse, daß Amy entsetzt an den Eingang des Wigwams eilte, gerade zu rechter Zeit, um zu sehen, wie ein Trupp Indianer vom Walde ins Lager zurückkehrte.

In ihrer Mitte führten sie einen Gefangenen. Wochenden Herzens, von unsäglicher Angst erfüllt, lief sie, das Kind an der Hand, dem Trupp entgegen. Der Freudenrausch der Indianer war so groß, daß sie ohne Widerrede ihre diese Annäherung gestattete, und so trat sie dicht genug heran, um in dem Gefangenen ihren Freund, Dick Harvey, den ehrliehen eccentricischen Künstler erblicken zu können. Tecumseh machte den Krieger ein Zeichen, Amy's weiterer Annäherung nicht störend entgegen zu treten, und so fragte sie denn mit schmerzbezogener Stimme: „Sie, Richard Harvey! (Amy bediente sich nie der vertraulichen Abkürzung) Wie konnte das geschehen?“

„Es ist meine Schuld, Miß Moss — Custaloga warnte mich, nicht aus dem Hinterhalte zu weichen, und ich folgte ihm nicht. — Mir thut's sehr leid — ich hoffte Ihnen noch hier forthelfen zu können. Wo ist Custaloga?“

„Er war hier, ich habe ihn gesehen, er ist entkommen,“ erwiderte Amy. „Aber was soll das Alles bedeuten? Was heißt das?“

„Das heißt,“ sagte Dick Harvey, der zwar im Umgang mit den Damen des Moss die Qualität seiner Worte beherzigen gelernt, ohne jedoch in der Quantität stets Maß zu halten, und der jetzt um so freier sprach, da er die Erlaubniß zu reden der Menschlichkeit des Hainpflings zuschrieb, ohne zu bedenken, daß die der englischen Sprache Kundigen gierig

jedes Wort belauschten — „das heißt nichts Anderes, als daß Custa und ich bei der blauen Quelle den saubren Epify Jonas behorchten und Zeuge waren, wie er dem langen Indianer da an Ihrer Seite, der so braun und hölzern wie eine Tanne dastehet, das Moss zu öffnen versprach; und da das nicht mit unsern Wünschen übereinstimmte, machten wir uns auf, gaben dem Richter Kunde, gingen wieder in den Wald, wo ich, wie Sie sehen, solch ein Narr war, mich fangen zu lassen!“

„Sind Alle wohl, Richard Harvey?“ fragte Amy mit zitternder Stimme.

„Alle sind wohl; der Richter, Miß Jane, Charles und der Squire,“ erwiderte Harvey.

„Der Squire ist doch vor aller Gefahr gesichert im Moss?“ fragte Amy mit spöttisch gekrümmter Lippe.

„Ja — aber — ich muß dem Squire Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Er wollte hinaus, aber Custa ließ ihn nicht.“

Hier unterbrach Tecumseh das Gespräch und hieß in kaltem Ton Amy zurücktreten in ihr Zelt, während Harvey, seines männlichen Sträubens ungeachtet, nach einem andern Theil des Lagers geführt ward. Der arme Schelm war so fest gebunden, daß sein Widerstand nichts fruchtbar konnte, doch suchte er für die Beschränkung seiner physischen Kräfte durch verschwenderischen Gebrauch der Zunge sich zu entschädigen und nannte die Indianer mit mehr Namen, als jemals ihre staunenden Ohren nennen gehört.

Die Shawnees indessen ließen sich durch diesen Nebestrom nicht irre machen, sondern trieben den Gefangenen in einen Wigwam, warfen ihn auf den Boden und banden ihm ohne Umstände nun auch die Füße, wie einem Schlachtwiehe. Hier lag er nun, seinen traurigen Betrachtungen überlassen, denen auch der Beherzteste in ähnlicher Lage sich nicht hätte entziehen können, der, wie Harvey, einen Begriff hatte von dem ganzen, unaussprechlichen Leiden, welches die Grausamkeit der Indianer über ihre Gefangenen verhängt.

Amy, den Knaben an der Hand, war langsam nach ihrem Zelte gegangen und so eben im Begriff einzutreten, als ein Schatten ihren Weg kreuzte und sie, aufblickend, einen Mann von rohem, gemeinem Gesichtsausdruck vor sich stehen sah. Er war kein Indianer, und Amy schwieg, seine Anrede erwartend.

„Viel kann ich nicht sagen, Miß,“ sprach der Fremde, in rauher, doch anscheinend ehrlicher Weise. — „Aber haben Sie keine Furcht — Sie kommen fort von hier — noch diese Nacht!“

„Wer und was seid Ihr?“ fragte Amy, ihre großen Augen forschend auf den Fremden richtend.

„Du — mein Name ist gerade nicht sehr beliebt hier in der Gegend; ich bin Simon Girty, bin ich!“

„Simon Girty?“ rief das Mädchen, während Abscheu sich auf ihren Zügen malte.

„Erschrecken Sie nicht, Miß,“ sprach Simon, ohne die mindeste Kränkung oder Ueberraschung zu äußern über Amy's verächtliche Geberde. — „Lassen Sie nur gut sein — ich bin gekommen Ihnen hier fortzuhelfen, von Einem, der's bezahlen kann, und ich will schon meine Schuldigkeit thun.“

„Von wem seid Ihr bezahlt?“ fragte Amy mit glühendem Antlitz, indem ihre Blicke des Mannes Innerstes ergründeten zu wollen schienen.

„I nu, ich den!“ Sie werden's doch errathen — vom Squire. — Das ist der Mann, der so etwas durchsetzen kann. — Ein anderer Mann, der Squire, als der armfelige, knauserige Schluher Custaloga.“

„Fort aus meinen Augen, Simon Girty; ich mag weder Leben noch Freiheit dem Squire verbanken, sagt ihm das. Ihr könnt ihm auch sagen, daß ich mein Gelübde bis zum letzten Punkt erfüllt, jetzt sei es an ihm, seinen Antheil zu erfüllen. Weiland vom Squire gilt mir als Beleidigung!“

Mit diesen Worten wandte Amy sich um und betrat ihr Zelt, wo sie, in einer Ecke sich niederlassend, ernstlichen Gedanken Gehör gab. Bervorne Bilder kreuzten sich in ihrem Gehirn, qualende Erinnerungen an ein Versprechen, dessen sie früher oder später fast nie erwähnte, auf welches sie jedoch im Gespräch mit Simon Girty hindeutete — bedrückten ihre Seele —; die Erinnerung an ein Versprechen, das zu halten sie nur durch die Heilighaltung ihres eignen Wortes bewogen ward. Ein schrecklicher Verdacht stieg in ihr auf. — Sie begann jetzt die Andeutungen in des Indianerhainpflings Neben zu verstehen — Sie begann zu begreifen, warum sie in Krähennest geschont worden sei — und ihr ganzes Wesen bäumte sich gegen das Joch des sie bindenden Gelübdes.

Jetzt dürfen wir es dem Leser wohl vertrauen; Amy haßte den Squire; sie haßte ihn vielleicht eben deshalb so glühend, weil sie durch ein Versprechen an ihn gebunden war. Ohne dieses Bewußtsein, an ihn gefesselt zu sein, hätte sie ihn wahrscheinlich nur verachtet. Und dennoch fühlte Amy durch ein Etwas, das, wenn die Zeit es zu enthüllen da ist, vielleicht als eine thörichte Grille erscheint — doch fühlte sie dadurch sich verpflichtet, Barton's Gattin zu werden! Und sie haßte ihn — Niemand ahnte, wie sehr sie ihn haßte — nicht Jane, nicht ihr Vater, nicht Dick, nicht sonst ein Freund, Niemand, außer vielleicht Custaloga, welcher aus stillen Beobachtungen Schlüsse zu ziehen bemüht war, und dennoch vergebens sich anstrengte, für die grellen Widersprüche im Wesen Amy's eine genügende Lösung zu finden.

Amy Moss war jetzt fest überzeugt, daß sie auf Anstiften des Squire Barton gefangen sei, welcher dabei die Absicht gehabt, durch eine Schein-Rettung ihre Gunst zu gewinnen. Wollten wir alle Gedanken, Entschlüsse, Zweifel, Besürchtungen und Leiden des edlen Mädchens aufsprechen, müßten wir das Wörterbuch menschlichen Kummers erschöpfen. Sie litt, wie sie nie vorher gelitten. Sie sah sich hineingezogen in ein Labyrinth von Schmerzen, aus welchem ein Entkommen ihr unmöglich schien — ja, die sie bestürmenden Gedanken und Empfindungen waren so drückender Art, daß Amy, wäre sie nicht eine stolze Britin und eine fromme Christin gewesen, sich entschlossen hätte, die Verwirrungen ihrer Geschicks zu lösen, wie Lucrezia Borgia die des ihrigen zu lösen pflegte.

Es konnte wohl keinen crasseren, nuchteren Gegensatz geben, als welcher in dem Verhältniß dieses edlen, stolzen, warmherzigen Mädchens mit dem schlaun, kalten Weltmann hervortrat. — Es war ein Verhältniß, welches keine Stunde länger gewährt hätte, wenn sich nicht Amy durch ihren hohen Begriff von Ehre so fest an ein gegebenes Versprechen gebunden fühlte, daß sie davon nicht zu weichen vermochte, und sollte auch das gräßliche Schicksal ihrer harren, die Gattin eines Mannes zu sein, den sie haßte.

Indessen verging eine Stunde nach der andern; kleine Indianertruppen verließen das Lager, Spione kamen und gingen, das gewöhnliche Getümmel eines Indianerlagers zur Kriegszeit war sichtbar, und Jeder schien so vollauf beschäftigt, daß den ganzen Tag Niemand sich um die Gefangenen kümmerte. Amy sah Tecumseh einige Mal vorübergehen, und es schien ihr, als sei er ernster als gewöhnlich. Wie der Geist zu solchen Zeiten besonders geneigt ist, sich in Argwohn und gewagten Schlüssen zu ergeben, so kam das junge Mädchen jetzt auf die Vermuthung, der Indianerhauptling könne wohl, ergriffen von der mächtigen Leidenschaft, die, wie Amy hoffte, eben so rasch schwinden würde, wie sie gekommen, im Sinn haben, mit dem Mann, der ihn gedungen, zu brechen.

Ob Amy Unruhe oder Trost aus diesem Gedanken schöpft, ist schwer zu behaupten.

Ihre Zukunft lag nach allen Seiten hin so dunkel und schwarz vor ihr, daß das Leben für sie kaum den Werth haben konnte, den sonst die Jugend ihm beilegt. Und dennoch war der Gedanke, das Weib eines Indianers zu werden, ihr zugleich so verhasst, so entsetzlich und so nah, daß der gleichfalls schreckliche Gedanke, befreit, und einem Leben voller Kämpfe und Schmerzen zugeführt zu werden, auf Augenblicke ihrer Seele milder gräßlich erschien.

Sie dachte an Vater und Schwester, an den armen Künstler und gelangte durch die natürliche Verbindung der Ideen zu Custaloga. — Mit einer Art träumerischen Wonnegesühls weilte ihre Seele bei dem ritterlichen Indianerjüngling, der, wie es schien, aus dem reinsten Abhärtens, mit wahrhaft brüderlicher Liebe für ihre Rettung sich Gefahren ausgesetzt, und ärgerlich und über sich selbst betrübt warf sie sich die hochmüthige Kälte vor, womit sie seit langer Zeit ihn behandelt.

Die Nacht nahte jetzt mit raschen Schritten; die Indianer kehrten größtentheils zurück von ihren Ausflügen, Spione und Wachen wurden rings um die Palfisaden aufgestellt, und bald folgte eine tiefe Stille auf das geschäftige Treiben zu so ungewöhnlich früher Stunde, daß Amy vermuthete, es müsse am nächsten Morgen ein ganz besonders wichtiges Werk beschlossen sein. Von Simon Girty, dem berüchtigten Renegaten, sah sie nach ihrem kurzen Wortwechsel mit ihm nichts mehr.

Am nächsten Morgen wanderte Amy abermals zu der Quelle, wo sie Tages vorher die Unterredung mit Tecumseh gehabt.

Das alte Weib, ihre Wächterin, folgte natürlicherweise, war jedoch zu bequem, ihre Gefangenen bis ans Ziel ihres Ganges zu begleiten, und setzte sich nieder auf den Baumstamm, von dem aus sie einen Blick auf dieselben werfen konnte.

Amy war sehr froh, auf einige Minuten der lästigen Nähe des widerlichen alten Weibes entbunden zu sein, eilte mit dem plaudernden Knaben, dessen Gesellschaft sie als Trost und Freude fühlte, nach dem Quell und verzehrte hier mit dem Kleinen, auf dem Rasen sitzend, ihr Frühstück, aus Kuchen und Fleisch bestehend, womit die Indianer sie versorgten.

Da sie eben ihr einfaches Mahl begonnen hatten, ließ der Hufschlag mehrerer Pferde sich vernehmen vom Abhang des jenseitigen Berges her. — Dieser Klang machte Amy's Herz höher klopfen, obgleich ihre Vernunft ihn mit keinem glücklichen Ereigniß in Verbindung zu bringen wußte.

Sie wollte sich erheben, als es nahe im Gebüsch raschelte, ein leichter Fußtritt hörbar ward, die Bischke sich theilten und das fröhliche, lachende Gesicht eines Indianermädchens ihr entgegen schaute. Die Indianerin betrachtete eine Weile die kleine Gruppe, und setzte sich dann neben Amy auf den dieser zum Sitz dienenden Stamm nieder.

Die alte Hüterin schien sie zu kennen, denn sie that keinen Einspruch und blieb ruhig auf ihrem Plage.

„Hast Kind?“ rief das Indianermädchen lachend, „mir gefällt kleiner Krieger!“ und klatschte fröhlich in die Hände, da Amy überrascht und mit fast zornigem Blick dieser seltsam gebrochenen Rede lauschte.

„Du, meine Freundin,“ fuhr das Mädchen in vertrauensvollem Tone fort und fügte dann stolz hinzu: „Du liebst nicht Tecumseh?“

„Nein — gewiß, den liebe ich nicht!“ antwortete Amy so schnell, daß ihr Wunsch, diese Beizeuerung so bald als möglich auszusprechen, nicht zu verkennen war.

„Tecumseh großer Krieger. — Custaloga viel besser!“ — sprach das Mädchen ernst.

„Um des Himmels Willen, Mädchen, was willst Du sagen!“ fragte Amy in höchster Ungebuld.

„Komme von Custaloga — nicht weit von hier im Walde — schaut aus nach dem Singvogel.“

„Mädchen,“ sprach Amy, die Hand der Indianerin ergreifend, „bist Du unsere Freundin?“

„Tecumseh großer Krieger — sieht Singvogel gern — vergißt die Bachstelze. — Singvogel mag weggehen — Tecumseh wieder Bachstelze gern sehen — dann will Freund sein — will Singvogel helfen fort von hier.“

Amy konnte, trotz der Gefahr ihrer Lage, sich eines Lächelns nicht erwehren über die unverhohlene Eifersucht des Naturkinds.

„Du willst also, wie ich vermuthete, mich so bald als möglich los sein, weil Du gern Tecumseh's Weib wärest und fürchtest, er möchte sich noch eine weiße Gefährtin nehmen.“

„So ist's,“ rief die Indianerin bestimmend mit fröhlichem Lachen.

„Ich gehe sehr gern,“ fuhr Amy fort, „doch fürchte ich, es wird nicht leicht sein, denn einige weiße Männer haben den Plan mich hier fest zu halten.“

In einem kurzen Gespräch verständigten die beiden Mädchen sich vollkommen und kamen überein, das zwischen Custa und der Indianerin verabredete Zeichen abzuwarten, ehe sie zu einem bestimmten Plan schritten; letztere hatte nämlich dem Whandot das Versprechen gegeben, außen am Lager umherzuwandeln und ihm, der in der Nähe umherstreifte, Nachricht zu geben.

Nach dieser Uebereinkunft kehrten sie ins Dorf zurück. Es war sehr friedlich und still im Lager, was um so seltsamer erschien, da ein völlig gefatteltes Pferd, von einem rothhäutigen Buben gehalten, vor dem Eingange des vornehmsten Wigwams stand, ein Pferd, welches augenscheinlich soeben von einem Weißen geritten worden war.

Amy schaute gespannt nach dem Zelte, hatte jedoch wenig Muth, ihre Neugierde zu befriedigen, da ein herumstrolchernder Indianer zu ihr trat und ihr behäuflich, in ihren Wigwam zurückzugehen und dort zu verweilen.

14. Capitel. Der Ausbruch.

Ungefähr nach einer Viertelsunde trat die Indianerin in das Zelt. In ihrem betrübten, sorgenvollen Gesicht las Amy die untrüglichen Beweise, daß irgend etwas Mißliches sich zugetragen. Glücklicherweise befand die alte Wass' sich weit genug von der Thür des Wigwams entfernt im Lager draußen, um die ungestörte Unterhaltung der Mädchen zu gestatten.

„Was ist vorgefallen?“ fragte Amy, die Hand auf des Mädchens Arm legend.

„Schlimm, schlimm!“ erwiderte die Indianerin — „Blasgesicht Fehde mit Shawnee — Blasgesicht böse — Streitart ausgraben — Shawnee Lager abbrechen und fortgehen. Zwei — acht — zehn Minuten geht's fort.“

„Mein Gott, was bedeutet das?“ sagte Amy, die Hand auf ihre Stirn pressend. — „Träume ich, oder ist Alles wirklich?“ — „Und mein Freund und Bruder — der Gefangene...?“ „Kennst du auch?“ fragte Bachstelze sorgenvoll, „kennst braven weißen Gefangenen?“

„Er ist einer meiner besten und edelsten Freunde,“ erwiderte Amy, „was wird sein Schicksal sein?“ „Er ist tapfer — wird wissen zu sterben wie ein Tapferer;“ entgegnete das Shawneemädchen.

„Sterben? sagst Du? Richard Harvey sterben? Es kann nicht sein, es ist unmöglich, Mädchen — sie tömten ihn nicht morden!“ rief Amy mit Entsetzen.

„Schwester der Blasgesichter, Du bist meine Freundin. Hier meine Hand. Bachstelze Alles thun was sie kann, aber der weiße Krieger muß seinen Kampf ausfechten.“

Amy beugte ihr Haupt, um den furchtbaren Eindruck zu verbergen, den diese Worte der Indianerin auf sie hervorbrachten; zu gleicher Zeit drangen die tumultuarischen Vorbereitungen zum Ausbruch in ihr Ohr. Pferde wurden aus ihrem Gehege ins Lager geführt, Weiber und Kinder liefen schreiend und lärmend hin und her, und die unglückliche Amy bemerkte, daß alle weiblichen Bewohner des Dorfes in der Mitte des Lagers zusammenströmten. In wenigen Minuten erging eine Aufforderung von Tecumseh an Amy und Bachstelze, der Gruppe sich zuzugesellen. Amy gehorchte — unglücklich, verzweifelter, kummervoller, als sie je in ihrem Leben gewesen. Vor weniger Augenblicken noch hatte Hoffnung ihr Herz geschwellt — und nun — ward sie hinweggeführt als Gefangene, ihr unbewußt wohin.

Mit jeder Secunde schien ihre Lage sich zu verschlimmern, und ihr von Natur muthvolles Herz sank tief und pochte schwer und angstvoll, da die Gefahren stets höher und höher sich um sie her aufhäuerten. In ihrer Bekümmerniß schloß sie sich fast schutzsuchend an die junge Indianerin, die unter so eigentümlichen Verhältnissen ihre Freundin geworden, denn in der Stunde der Gefahr, wenn das Vertrauen zu uns selbst gänzlich flieht, klammert der schwache Geist sich naturgemäß an Soldate, denen größere Kraft inne zu wohnen scheint. Ja, gewiß, auch für den eitelsten, stolzeften Menschen kommen Stunden, in denen seine herausfordernde Reckheit demüthiges Bangen wird, wo er seine Knie beugt und den Schöpfer um Gnade und Erbarmen ansieht.

Amy! Schon die bloße Andeutung auf den möglichen Tod ihres Freundes Harvey genügte, ihre Hoffnung, ihren Muth völlig niederzuschlagen.

„Meine Schwester,“ sprach sie, zusammengekauert in einer Ecke des Zeltes, wo sie mit Bachstelze und dem Kinde sich niedergelassen, „kannst Du meinen Freund nicht retten?“

„Nicht retten!“ antwortete die Indianerin.

„Ist dieser Tecumseh denn ein Angeheuer?“

„Tecumseh großer, tapferer Krieger; Tecumseh gut!“ antwortete gekränkt das Mädchen, mit dem kleinen braunen Fuße stampfend.

„Ich kann keine Tapferkeit darin sehen, einen waffenlosen Menschen zu tödten,“ entgegnete Amy rasch, „seig ist's und grausam, weiter nichts.“

„Tochter der Blasgesichter, warum sagst Du so?“ fragte Bachstelze ernsthaft, mit ihrer Hand Amy's Arm berührend.

„Tödten Weiße nicht Weiße, binden nicht Strick um Hals? Wie?“

„Du meinst wohl hängen?“ sprach Amy mit einem Schauer. „Aber wir hängen nur Mörder.“

„Blasgesichter verstecken sich — tödten Indianer. — Blasgesichter sind Mörder für uns.“

Amy schauderte. — Das furchtbare Spiel der Civilisation mit dem Tode, den sie in offener Fehde duldet, als Strafe für gewisse Verbrechen verhängt, trat ihr jetzt in seiner ganzen schauerlichen Verantwortlichkeit entgegen; jetzt, da das wilde Naturkind die rohen Sitten ihres Stammes vertheidigte und rechtfertigte durch einen Hinweis auf die sogenannten gebildeten Völker der Erde, welche, wenn auch nicht mehr martern und foltern, so doch den „Todtschlag“ durch Ehre und Gesetz sanctioniren.

Soll es uns einst gelingen, unsere heidnischen Menschenbrüder der Wahrheit, dem Erbarmen, der christlichen Liebe zugänglich zu machen, so kann es nur dann geschehen, wenn wir der furchtbaren Macht entsagen, unsern Mitgeschöpfen, sei es auch den verbrecherischen, mit kaltem Blute das Leben zu nehmen.

„Aber dieser,“ rief Amy in leidenschaftlicher Erregung, „ist unfähig, Jemandem ein Leid zu thun, er ist der sanfteste, harmloseste aller Menschen.“

„Warum kam er her? — Wie? — Warum her mit Flinten und Messer?“ fragte das braune Mädchen schnell.

„Er ist mein Freund, mein Bruder, er kam um mich zu retten.“

„Still! — Reden umsonst — Krieger hören nicht auf Mädchen — hören nicht.“

„Dies also,“ rief Amy, „dies sind die gepriesenen Naturmenschen, dies ist die Barmherzigkeit der Söhne des Waldes!“ und sie neigte ihr Haupt und schwieg, von Zeit zu Zeit einen sichtsüchtigen Blick auf das geschäftige Treiben des Lagers werfend.

Eine lange Reihe von Pferden, beladen mit dem nöthigsten Hausgeräth, stand bereit; Kinder und junge Mädchen saßen neben dem Gepäck auf dem Rücken der Pferde — noch einige alte und junge Frauen des Lagers, so wie ungefähr acht Männer umstanden diese zum Abgang fertige Gruppe, während die Uebrigen einen Gegenstand umdrängten, welchen Amy nach langer vergeblicher Bemühung endlich mit einem sichtsüchtigen

gen Blick erhaschte, und von Angst überwältigt zu Boden sank. Es war Dick Harvey, umtanzt von der heulenden wilden Rote, welche mit ihrer an Greueln so erfindungsreichen Phantasie nicht müde ward, für den armen Gefangenen neue Qualen zu erdenken.

Amy lag noch bewußtlos am Boden, als Tecumseh zu ihr trat, sie in seine Arme nahm und nebst dem Kinde auf ein Pferd setzte. Hierauf befahl er der Karawane aufzubrechen.

Mit wildem Blick schaute Amy sich um, da sie, zu völligem Bewußtsein zurückgekehrt, sich bereits im hohen Dom des Waldes fand, unter einer langen Cavalcade von Weibern, ohne einen einzigen Mann zur Begleitung. Das freundliche Indianermädchen ging zu Fuß dem Zuge voran und führte Amy's Pferd; ihre Knie drückten demüthige Ergebung aus. Als Braut eines Häuptlings war das Mädchen jetzt noch frei von den harten Arbeiten, welche bei wilden Völkern stets dem Weibe zufallen, und von denen die übrigen Weiber in Amy's Begleitung keineswegs ausgeschlossen waren, denn unter schweren Lasten seufzend ging die Mehrzahl derselben neben dem Zuge her, vielleicht die Glücklicheren beneidend, welche, zwischen Ballen und Packeten eingeeengt, auf dem Rücken eines Pferdes Platz gefunden hatten.

Amy's Herz gab sich ganz der trostlosen Betrübniß hin, da sie von dem Ort sich fortgeführt sah, den ihre Freunde als ihren Aufenthalt kannten, und von wo aus eine Befreiung sich hätte ermöglichen lassen. Sie wußte jetzt, daß sie auf Rettung nicht mehr hoffen dürfe, denn obgleich kein Krieger in der Nähe des Zuges sich blicken ließ, wußte sie doch gar wohl, daß derselbe, wie alle ähnlichen Karawanen in den nordamerikanischen Wäldern, von Aufsehern und Spionern rings umgeben sei.

Anfangs nahm die Cavalcade die Richtung nach Westen, lenkte jedoch später etwas von diesem Wege ab, tiefer und immer tiefer sich in die Schatten des Waldes verlierend.

Die Reife ging sehr langsam vorwärts, da die Pferde sehr schwer beladen und einige der gebulbigen Weiber, wie die Lastthiere von ihren Herren und Meistern behandelt, so überbürdet waren, daß sie von Zeit zu Zeit rasten mußten. Ungefähr sechs Meilen vom Dorfe entfernt, gelangte der Zug zu einem kleinen Flüsschen am Fuß eines mit Strauchwerk bewachsenen Abhangs, von dessen Höhe Amy einen Augenblick der Kriegerhorde ansichtig ward, welche der Weiberkarawane voranschritt. Doch nur einen Augenblick, und sie verschwanden wieder hinter den dichten Bäumen, während die Frauen, sei es nun zufolge vorher getroffener Bestimmung, oder der Müdigkeit nachgebend, sich zur Rast niederließen.

Sechs Meilen auf unsern wohlgepflegtesten Chaussees und sechs Meilen durch Waldesdickicht und Gestrüpp, über Baumwurzeln und hindernde Baumstämme, sind jedenfalls zwei sehr verschiedene Wege, und daher wird Jeder, der die amerikanischen Urwälder kennt, eine Rast nothwendig und begreiflich finden.

Für Amy, das Kind und die uns bekannte junge Indianerin war dieser Aufenthalt eine wirkliche Erholung. Die ersteren stiegen ab und nahmen neben ihrer braunen Freundin auf dem Rasen Platz, etwas entfernt von den Uebrigen.

Zum vollkommenen Verständniß der Vorgänge wird eine etwas genauere Beschreibung des Ortes nöthig sein. In einer Ausdehnung von ungefähr 50 Yards war das Ufer des Flüsschens ziemlich frei von Bäumen; die, welche hier gestanden, waren von den Indianern zu Brennholz und zum Bau von Hütten gefällt worden, wie dem überhaupt dieser Platz seit langer Zeit vorüberziehenden Indianerhorden als temporärer Aufenthalt diente. Der freie Raum zwischen Wasser und Wald hatte die ungefähre Breite von 7-8 Yards, ausgenommen das südliche Ende, wo junges Eichengebüsch vom Walde aus sich in die Lichtung hinein erstreckte. Hinter diesen jungen, schattigen Bäumen hatte die Gruppe sich gelagert, welcher wir unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Amy, mit ihrem kleinen Schützling losend, suchte das arme, unter den Härten dieses wilden Lebens leidende Kind zu befänftigen, und das Shawneemädchen blickte lächelnd auf das liebliche Bild.

„Singvogel liebt die Kinder!“ sprach die Indianerin mit leisem, melodischem Lachen.

„Seh!“ erwiderte Amy, den Knaben zu sich ziehend und mit seinen Locken spielend.

„Wirf selbst Kinder haben, später;“ fuhr Bachstelze fort mit mädchenhaftem Getöse.

„Hoffentlich nie!“ sprach Amy langsam, mit tiefem Ernst zur Erde blickend. Ein so schwerer Seufzer hob ihre Brust bei diesen Worten, daß die Indianerin flüchte und jedenfalls eine erlösende Auskunft begehrt hätte, wäre nicht in diesem Augenblicke ein leiser, seufzender Ton, fast wie ein Echo dessen, der Amy's Lippen entfiel, ganz aus der Nähe deutlich hörbar geworden. Die beiden Mädchen hörten den Ton gleichzeitig und klickten ängstlich um sich. Die Weiber ruhten bei ihren Bündeln, die Kinder spielten in deren Nähe und Niemand hatte Acht auf die Gefangenen, welche man in Bachstelze's Obhut vollkommen sicher glaubte. Durch diese Ueberzeugung beruhigt, wagte Amy zu sprechen:

„Ist mein Freund nahe oder täuschte mich mein Ohr?“ sprach Amy laut, nach einem Gebüsch in der Nähe die Blicke wendend.

„Custaloga ist hier!“ antwortete eine Stimme. „Hoffe; denn die Nacht kommt, welche die Fußstapfen der Fliehenden verbirgt. Wenn die Nacht kommt, halte Dich bereit!“

„Ich werde bereit sein, Custaloga!“ entgegnete sie, „aber hast Du Nachricht von Richard Harvey?“

„Keine!“ antwortete die tiefe, wohlklingende Stimme, „er ist in der Hand Gottes.“

„Ich vermuthete, sie haben ihn im Lager zurückgehalten, um ihn zu martern und zu foltern; kann er nicht befreit werden?“

„Ich will versuchen!“ sprach der Unsichtbare ruhig. „Ist das Walter Harrobs' Kind?“

„Ja, und keinen liebener Gefährten hätte mir die Vorlesung geben können!“ antwortete Amy.

In diesem Augenblicke theilten sich die Zweige, hinter welchen Custa etwas zur Seite getreten war, und ein bleiches, hageres Gesicht kam zum Vorschein. Es war der stille Jäger, welcher durch Mienen Amy seine Dankbarkeit auszudrücken suchte.

„Mein Papa!“ schrie das Kind laut auf, das Gesicht seines Vaters entdeckend. Eine rasche Bewegung Harrobs' und Custa's war die

Folge dieses unglückseligen Ausrufs, welcher einige Weiber aus ihrer Ruhe aufschreckte und sie argwöhnisch der kleinen Gruppe sich nähern ließ. Amy jedoch trat ihnen ruhig entgegen und ihrer Geistesgegenwart gelang es, allen Verdacht zu beseitigen.

Ein gellender Schreckensruf drang jetzt zu den Ohren der rastenden Frauen und lenkte für jetzt die Aufmerksamkeit von dem eben Geschehenen ab, denn die ganze Horde der Späher kam heulend auf die Lichtung zu, angeführt von einem Indianer, der, Entsetzen und Wuth in den Mienen, sie fortzog zu einer Stelle in der Nähe, wo der Rumpf eines Kriegers, mit seinem scalpirten Haupt auf der Brust und einem Messersich im Herzen, lag.

Die That war so kühn, so unbegreiflich, daß Furcht und Entsetzen die Spione erfaßte, und alle in der Nähe befindlichen Indianer herbeiliefen, das Unerhörte zu sehen, das sich so unbemerkt fast unter ihren Augen zugetragen.

Mit Bestürzung und Schrecken erblickte Amy unter den Herbeiliegenden Spitz Jonas in Begleitung des Alligators.

„Jonas!“ rief sie, „was thust Du hier?“

„Ho ho!“ erwiederte der Angeredete, „Jonas ist kein Neger mehr, ist jetzt was Besseres. Ging fort vom Moß, will nicht mehr stolzen Mann dienen — ho — ho —“

„Jonas, was meinst Du? Was soll das Alles heißen?“

„Ist das Moß von den gräßlichen Indianern genommen?“

„Was wird dann mein Schicksal sein?“ rief sie im Schmerz der Verzweiflung. — „Wie ergeht es meinem Vater, meiner Schwester, Charles —?“

Der Blick des Negers sprühte teuflische Wuth, als sie den

„Niemals. Verachtet wohl, aber nie gefaßt.“
 „Jonas aber haßt Massa Charles, haßt seine Freunde, haßt die häßliche Rothhaut Gusta, haßt den Maler, Massa Harvey.“

„Still, Jonas, Du bist wahnsinnig! — Ich freue mich, von Dir zu hören, daß die Meinigen wohl sind. Wenn Du ruhiger bist, reden wir weiter zusammen.“

Der Neger wandte sich ab mit jener würdevollen Vornehmheit, die er von den indianischen Kriegerern angenommen.

Armer Mensch! Die Kränkungen seines in der Sklaverei gepeinigten Menschenberzens hatten schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, hatten die giftigen Früchte des Hasses und der Rache schon zu sehr reifen lassen, um leicht ausgerottet werden zu können. Der Haß war schon so mächtig in seiner Seele, daß Liebe und Dankbarkeit für die, welche ihm einst Gutes erwiesen, darin unterging.

Jetzt ward das Zeichen zum Ausbruch gegeben; die Indianer, von ihrem Schrecken sich erholend, sahen mit wüthenden Blicken auf das weiße Mädchen und das Kind, und konnten vor Gewaltthaten nur zurückgehalten werden durch den strengen Befehl ihres Häuptlings, die Gefangene unter jeder Bedingung und unter allen Verhältnissen schonend und ehrerbietig zu behandeln.

Amy ging der Indianerin entgegen, welche sich über den Grund der allgemeinen Bestürzung hatte unterrichten lassen, und die Reise nahm wieder ihren Fortgang.

Kein Vorfall von Wichtigkeit ereignete sich während des noch übrigen Tages; am Abend erreichte die Karawane das Ufer des Ohio, und hier ward eine allgemeine Rast beschloffen.

mordete war ja nicht der erste ihres Stammes, der auf so schauerliche Weise umkam, und die Shawnees konnten nicht umhin, den heutigen Unfall mit manchem traurigen Ereigniß der letzten Tage in Verbindung zu bringen.

Marys Ermordung erschien jetzt dieser rucklosen Rotte, welche Männer, Weiber und Kinder der Weißen ohne Barmherzigkeit schlachtete, als unheilbringend für ihren Stamm; denn es war kaum zu verkennen, daß für diesen mit besonderer Rohheit verübten Mord blutige Rechenhaft gefordert werde, und die geheimnißvoll schauerliche Art derselben verwirrte und beunruhigte die Gemüther der Wilden. Sie brachten sogar Amy mit all diesen Widerwärtigkeiten in Zusammenhang, schossen so seltsame Blicke nach ihr hin und wechselten so befremdliche Reden unter einander, daß sich wohl erkennen ließ, von welcher Art ihre Gesinnungen gegen das weiße Mädchen seien.

Amy saß am Feuer mit dem Knaben im Arm, welcher sich fest an sie schmiegte und sich durch ihre freundlichen Worte beruhigen ließ. Es gereichte der armen Verlassenen zum Trost, einen Gegenstand für ihre Liebe und Sorge zu besitzen, ein Wesen, das sich an sie lehnte, und sie strömte alle Wärme ihres Herzens aus auf den hilflosen, der Mutter beraubten Knaben, welcher sein Leben ihr verdankte. Bachtelze saß in einiger Entfernung, an der lieblichen Gruppe sich freudig, während sie dem Anschein nach ganz vertieft war in ein Gespräch mit den Frauen ihres Stammes.

Jonas und der Alligator saßen abgesondert von den Uebrigen unter einer großen Fichte am Rande des Flusses und tranken. Ihre Gestalten waren im dämmernden Licht



Die Karawane. (Seite 191.)

Namen Charles nannte. Haß und Rache lagen in dem grinsend verzogenen Gesicht, doch sprach er nicht.

„Wirst Du antworten, Jonas? Was habe ich Dir denn je zu Leide gethan?“ rief das unglückliche Mädchen.

„Miß Amy hat's Kind nie gekränkt — und 's Kind Miß Amy nie gekränkt. — Alles wohl auf im Moß, der alte Mann gesund, Miß Jane gesund — aber nicht sprechen von Mr. Charles.“

„Warum nicht von Charles? Warum nicht von meinem Bruder?“ fragte Amy.

„Ein Neger hat auch Herz wie andere Leut'. — Warum hatte Mr. Charles Liebchaft mit Hebe?“

„Jonas!“ sprach Amy, sich mit aller ihr eigenen Würde aufrichtend und ihn forschend ansehend; „was meinst Du?“

„Daß Spitz Jonas Massa Charles haßt — giebt viel Geschenke an Hebe — Hebe dreht den Kopf nach Massa Charles — sieht's Kind nicht mehr an.“

„Charles hat dabei nichts Böses gedacht. — Wenn Hebe schwach und thöricht ist, kann er nicht dafür. Jonas, denkst Du denn nicht mehr daran, als wir Kinder waren und Du mit uns spieltest? — Du wirst doch Deine alten Spielgefährten nicht verderben wollen?“

Der Neger sah sie seltsam an, in seinen Augen schimmerte eine Thräne, denn er erinnerte sich der glücklichen, unschuldvollen Tage sehr wohl — doch, traurig den Kopf schüttelnd, fuhr er fort:

„Hebe ist nicht mehr für's Kind — ist nicht mehr 'ne Frau für ihn — Hebe ist stolz jetzt. — Aber Miß Amy wird's Kind nichts thun — hab keine Furcht. Massa Charles haßt Jonas. — Haßt Jhr auch Jemanden, Miß Amy? Habt Jhr Jemanden gefaßt?“

Die Pferde wurden angebunden, die Feuer entzündet, Späher ausgesandt, um die Nähe des Feindes zu erforschen, und die rohen Hütten aus Baumzweigen ausgerichtet, in denen man die Ruhe der Nacht zu genießen dachte, denn der nächtliche Thau in den großen Wäldern und an den Ufern der Flüsse wird auch sogar von den abgehärteten Naturkindern jener Gegenden der Gesundheit nachtheilig erachtet. Wild und andere Speise war reichlich vorhanden, so daß es des Jagens nicht bedurfte.

Es war eine helle, liebliche Nacht, eine von jenen Nächten, die so entzückend in die Seele des ruhigen Wanderers sich senken, der mit offenen Sinnen und empfänglichem Gemüth die Eindrücke der Natur in sich aufnimmt. Des Mondes volles Licht ruhte über der Gegend, und nichts verrieth beim Anschauen dieser friedlich feierlichen Naturscene an den Ufern dieses herrlichen Stromes die Kämpfe, welche dort wütheten.

Das Lager war auf einem kleinen, von Bäumen umgebenen Nasenplatze aufgeschlagen, nah am Ufer des Flusses und so gelegen, daß die Wachtfeuer nur vom Fluß aus gesehen werden konnten, während nach dem Lande zu ihr Schein durch die dichten Waldbäume verdeckt wurde. Die Weiber hatten sich auf einer Seite des improvisirten Dorfes versammelt, während auf der andern Seite die Männer mit ihren Pfeifen sich lagerten. Die Abendmahlszeit war vorüber, und mit leise flüsternder Stimme erzählte man sich von dem traurigen Ereigniß des heutigen Tages, dem unerklärlichen Morde eines Genossen durch den geheimen, räthselhaft raschen und unermüdbaren Feind. Es schien, als laste die Ahnung irgend eines Unglücks auf der ganzen Horde. Der heut Ge-

der Nacht kaum zu unterscheiden, doch ihre Gespräche laut genug, um gehört zu werden, da das Feuerwasser ihre Zungen gelöst, dieses Getränk, das von Schwarzen und Rothen mit gleicher Gier genossen ward und noch genossen wird. Das gurgelnde, wiehrende Lachen, die Anstrengung, nüchtern zu ericheinen, die disharmonischen Versuche zu singen — das Alles sind Merkmale einer abgehärteten Trinkernatur, und ließen, von dem Plaz unter der Fichte herüberklingend, keinen Zweifel, daß Jonas und der Alligator dem Laster des Trunkes aus langer Gewohnheit ergeben seien.

Pöblich ließ ein Fischen im Lager sich vernehmen, eine Todtenstille folgte, sogar die Branntweintrinker lauschten in tiefem Schweigen. Ruderklänge drangen vom Wasser her, von den Rudern eines großen Bootes, welches nur mit Weißen bemannt sein konnte; vielleicht der Kahn eines Handelsmannes, der sorglos den Fluß hinabfuhr, die Nähe der Gefahr nicht ahnend.

Die Krieger erhoben sich, deckten das Feuer zu, und eine Anzahl Bewaffneter schlich sich leise am Ufer hin in der dem trinkenden Paar entgegengesetzten Richtung.

Jetzt ließen sich Stimmen vom Fluß her vernehmen, und Amy lauschte mit athemloser Erwartung. Sie wußte, daß es Landsleute sein mußten. Waren sie in hinreichender Anzahl, um mit den Indianern siegreich zu kämpfen, oder würden sie als Opfer irgend eines Betrugses oder einer Täuschung fallen?

Solche und ähnliche Gedanken flogen durch Amy's Seele, als sie die nahenden Schläge der rüstig arbeitenden Ruder hörte und das anscheinend ruhig harmlose Gespräch der Ankömmlinge vernahm. Pöblich ward jedoch die Stille auf seltsame Weise unterbrochen. —

„Wer ist da am Ufer?“ fragte eine männliche Stimme, „Freunde oder Schlangen?“
 „Freunde!“ antwortete die gurgelnde Kehle eines Indianers vom Walde her.
 „Freunde?“ erwiderte zornig die erste Stimme — „Ihr seid Indianer — ich kenne Euch — da habt Ihr etwas!“
 Eine Flintenfalve folgte dieser Begrüßung und zeigte, daß der Sprecher wohl vertraut sei mit der Tücke der Indianer, welche oft harmlose Reisende in dieser Weise ans Ufer lockten.

Als die Stimme vom Fluß zuerst sich vernehmen ließ, war Bachstelze an Amy's Seite gesprungen, hatte sie und den Knaben platt auf die Erde niedergedrückt und sich selbst neben sie gelegt. Eine Minute später pfliffen die Kugeln über sie hinweg, begleitet von einem Schrei der Indianer, aus deren Flinten bald darauf ein knallender Gruß als Erwiderung folgte.

„Kommt nur an, Ihr Schurken,“ rief lachend eine frische, klavvolle Stimme, „kommt nur, Ihr rothhäutigen Schlangen; uns sollt Ihr nicht in die Falle locken, dazu sind wir zu alte Biber. Gut! Nacht, Ihr Vuben, die Ihr nichts könnt als Versteckens spielen — geht, macht Röcke für Eure Weiber.“

Die Indianer stiegen, als Antwort auf diese beleidigende Herausforderung, ein wildes Kriegsgeschrei aus und kehrten, da das Boot

schnell vorwärts eilte, langsam in das Lager zurück, Einer verwundet durch eine Streifkugel, die Uebrigen mit erkünstelt ruhiger Würde, wodurch sie ihre Weiber, Schwestern u. Töchter über die Größe der erlittenen Beschimpfung täuschen wollten.

Ein fürchterlicher Wuthschrei drang abermals zu Amy's gespannt lauschendem Ohr, hervorgerufen durch eine neue Entdeckung, welche die Shawnees mit Entsetzen erfüllte.

Die beiden Trumtenbolbe hatten während des Gefechts sich unsichtbar gemacht, und ein Shawneekrieger ging zornig an die Stelle des Ufers, wo sie gesessen, um die Feiglinge zu suchen, doch der Platz unter der Fichte war leer, und die beiden Zechbrüder nirgend zu finden.

Der Vorsprung des Ufers, worauf die Fichte stand, bildete eine Seite der Landzunge, auf der die Indianer das Lager aufgeschlagen. In gerader Linie mit dem Vorsprung des Ufers befand sich ein kleines aus Holzstämmen bestehendes Riff, das sich von selbst gebildet, und um welches der Strom mit gewaltigem Losen rauschte. Einige der hier angetriebenen Keste waren noch grün und wahrscheinlich erst seit Kurzem durch die Gewalt der Wogen hierhergeführt.

Der Shawnee blickte achlos über das grüne Riff hinweg, wieder und immer wieder nach den Verschwundenen sich umschauend, als sein Fuß an eine unbewegliche Masse stieß.

Es war der Körper des Alligators. Der Neger war verschwunden, und der Leichnam trug alle die untrüglichen Zeichen an sich, daß hier wieder die Hand ihres unverzöhnlichen, geheimnißvollen Feindes gewaltet.

Die Bestürzung im Lager war fürchterlich. Die Indianer erfüllten die Luft mit ihrem Geheul. Einige von ihnen liefen in den Wald und riefen ihre Feinde laut auf, sich zu stellen. Andere stürmten am Ufer auf und nieder, angstvoll eine Spur suchend, doch als nach halbstündigem Suchen alle Forschungen vergeblich blieben, kehrten sie zurück, niedergeschlagen, muthlos und von Entsetzen ergriffen, denn sie zweifelten nun nicht mehr, daß eine übermenschliche Kraft sich gegen sie gewandt habe, und das Herz sank Jedem in der Brust bei der Vor-

stellung, daß er selbst vielleicht das nächste Opfer des erzürnten Gottes sein könne.

Die Furcht vor etwas Unbekanntem, Unerklärbarem ist in der That schrecklich, sie unterjocht auch das Herz des Tapfersten und macht allein manche Beispiele seltsamer Feigheit in der Weltgeschichte erklärbar.

Einige glaubten, der Neger habe den Mord verübt und sei dann geflohen; doch fand man nirgend seine Spur, und die meisten der Krieger waren zu wohl bekannt mit den Gründen, welche ihnen seine Treue sicherten, als daß sie ernstlich dieser Vermuthung hätten Glauben schenken können. Doch wer hatte die That verübt, und wohin war der Neger gegangen? Das waren Fragen, welche auch der erfahrenste Krieger nicht zu beantworten vermochte.

Es war ein Vorfall ohne Beispiel, und ein Schauer überließ die abgehärteten, an Greuel aller Art gewöhnten Wilden, da sie, wieder um das Feuer versammelt, vergeblich nachsahen, welche finstre, feindliche Macht sie mit so schauerlichen Drohungen verfolgte.

Endlich begaben Alle, Männer und Weiber, sich zur Ruhe, und nur eine Schilbwache und Amy, von deren Lager die innere Aufregung den Schlummer verschauchte, waren die allein Wachenden.

Amy lag umgeben von einem dichten Kreise indianischer

bernd schloß sie die Augen, denn sie hatte jetzt die Lösung der mancherlei gräßlichen Räthsel gefunden, welche die Indianer in Angst und Schrecken setzten.

Dennoch, wie von einer stärkeren Macht getrieben, öffnete sie die Augen wieder — und obgleich sie dieselben abermals zu schließen versuchte, so ward das unglückliche Mädchen doch, fast wider ihren Willen, wie durch Zauber gebannt, Zeuge einer Katastrophe, welche sie nicht hindern konnte, da der Handelnde ihr Freund war.

Dem zuerst erschienenen Mann folgten zwei andere; der eine war der gefesselte Neger, der andere Custaloga, der, wie alle seine Freunde wußte, lieber sein Leben in Gefahr brachte, als einen Todtschlag verübte, der nicht durch die höchste Nothwendigkeit gerechtfertigt ward. Amy erkannte ihn, und ihr Herz wallte hoch im Sturm allmächtiger Gefühle, denn sie dachte an seine Pläne zu ihrer Rettung; nicht lange war ihren Gedanken vergibt dabei zu weilen, da ein gräßliches Schauspiel ihre Augen und ihre Besinnung gefangen nahm. Der erst Gekommene trat zu dem Wächter, dann sanken beide geräuschlos auf die Erde — Amy schloß die Augen, und eine wohlthätige Ohnmacht entzog sie der Pein, fernere Zuschauerin einer blutigen That zu werden. Als sie wieder zu sich kam, war Alles still wie zuvor, nur daß am Ufer kein Wächter mehr auf und ab ging.



Pariser Moden.

Weiber, durch einen um ihren Fuß geschlungenen Riemen an den Fuß der alten Wass, ihrer Hüterin, gefesselt. Aufstehen konnte sie daher nicht, wohl aber sitzen, und das that sie denn auch, weil sie nicht zu schlafen vermochte und sitzend den Knaben beobachten und behüten konnte. Langsam schweiften ihre Blicke über die mondbeleuchtete Scene. Dort lagen die Männer im tiefen Schlaf, hier die Weiber, dicht neben ihr Bachstelze und der Knabe, den sie aus den Händen der Wilden zu befreien sich gelobt hatte. Ungefähr 20 Fuß von ihr entfernt stand der Wächter, ein junger Krieger, auf seine Flinte gelehnt, mit dem Rücken gegen das Wasser. Eine Weile war er auf- und abgegangen, von Zeit zu Zeit aufmerksam lauschend. Doch kein Laut ließ sich vernehmen, als die Stimmen des Waldes und der Wellen, die Natur forderte ihre Rechte, der ermattete Wächter stützte den Kopf auf die Flinte und verank, die Augen starr auf den Wald geheftet, in eine Art von Halbschlummer.

Jedes Glied an Amy's Körper bebte, da sie vom Wasser her, gleichsam wie diesem entspringen, die Gestalt eines Mannes kommen sah, der sich mit der leisen Behendigkeit einer Kage am Ufer hinschlich. Die Gestalt war ihr bekannt und schau-

ches hier mit reißender Schnelle durch sein steiniges Bett floß. Der Zug bewegte sich auf einem quer durch das Flußbett laufenden Felsrücken, wo das Wasser ungefähr 2 Fuß tief war, während zu beiden Seiten desselben es sich zu bedeutender Tiefe ausdehnte.

Auf diesem Wege waren sie ungefähr 50 Fuß in den Strom hineingegangen, als einer der Indianer Halt machte und still stand, während der Zug der Thiere, von anderen Indianern geleitet, in etwas schräger Richtung an ihm vorbei sich wieder dem Lande zuwandte, das er verlassen. Amy betrachtete mit Staunen die stolzen Klippen, denen sie jetzt entgegen geführt ward, und die zu anderer Zeit ihr künstlerisches Interesse in hohem Grade gefesselt haben würden. Allein jetzt suchte sie mit ungetheilter Aufmerksamkeit die Lösung dieses seltsamen Wanders zu finden.

Noch waren sie nicht 20 Yards stromaufwärts in schräger Richtung vorgerückt, als eine Felsenpalte sich ihren Blicken zeigte, nach dem schiffbaren Theil des Flusses hin durch zwei große Fichten verborgen.

Es war dies die Mündung der großen Ohio-Höhle, später in der Geschichte des Landes bekannt als der Schlupfwinkel eines berühmten Piraten.

Der Morgen im Lager war fürchterlich. Die Indianer knirschten mit den Zähnen, rauchten sich das Haar, schlugen sich mit ihren eigenen Messern und geberden sich mehr gleich wilden Thieren, als gleich Menschen. Zwei Käufer mußten den Wald durchspüren, doch nichts ward ermittelt. Die Spur der zwei Männer und ihres Gefangenen hörte auf, eine halbe Meile tiefer am Ufer des Ohio. Sobald dies bekannt wurde, brach die Karawane auf und wanderte im Eilmarsch zwei Stunden weiter am Ufer des großen Stroms.

Amy beobachtete fast mit Angst das Thun der Indianer. Sie waren zu einer Stelle gekommen, wo das Ufer steil und felsig emporstieg. Die Pferde, ohne ihrer Lasten entbunden zu sein, wurden eines an das andere festgebunden, die Weiber und Kinder blieben auf dem Rücken der Pferde sitzen, dann stellte der älteste Indianer sich an die Spitze des Zuges und zog die gebulbigen Thiere ins Wasser, welches

Nach wenigen Minuten befand sich der ganze Trupp, Menschen und Thiere, im Schutz der großen Höhle, und die am Ufer geliebten Indianer zogen sich, augenscheinlich befriedigt, zurück.

Es war in der That ein sehr umfangreiches Gewölbe von höchst eigenthümlichem Charakter, mit mehreren Abtheilungen, in deren eine Amy mit dem Kinde sich zurückzog. Bald folgte ihr auch die junge Indianerin, welche sich bestrebte, den Raum so freundlich und bequem, als es unter den Umständen möglich war, herzustellen. Das Gemach war klein, von oben herab dämmernd beleuchtet und ohne Zweifel oft benutzt worden, denn in einer Ecke desselben befand sich eine in den Fels gehauene Feuerstelle, und in einer andern eine Schicht Gras und Zweige, welche Backstühle mit Hilfe einiger Thierfelle in ein Bett umschuf.

Das Kind wurde darauf zur Ruhe gelegt, und die beiden Mädchen setzten sich nieder, um sich über die Vorgänge der Nacht zu unterhalten, welche Freiheit ihnen ungestört einige Stunden zu Theil ward.

Auf die junge Indianerin hatte das geheimnißvolle Abschlagen ihrer Stammgenossen einen schmerzlichen Eindruck gemacht, und so sehr sie auch bemüht war, Amy ihren Abscheu nicht entgelten zu lassen, so fühlte diese doch ihre Kälte und Zurückhaltung. Backstühle blieb zwar der jungen schönen Weissen zugethan und hätte sie nimmer verrathen oder betrogen, doch das Blut ihrer Freunde lastete auf ihrer Seele und verbunkelte ihren Blick, als sie ernst und traurig zu Amy aufschaute.

„Geh weg von hier — schnell,“ sagte sie mit Tönen voll tief melancholischen Wohlklangs, die um so trüber klangen, als draußen der Sturm heulte und eine schaurige Nacht ver kündete.

„Gern wollte ich gehen — aber warum?“ fragte Amy mit einem Ton der Ergebung, welcher an diesem stolzen Wesen etwas Rührendes hatte.

„Du machst, daß meine Freunde gemordet werden — Gustä ist böse, schlecht — scarpirt — tödtet.“

„Nein!“ rief Amy mit Wärme; „Gustä hat Deine Freunde nicht gemordet. Der Mann, der es sich vorgenommen zu haben scheint, euer Geschlecht auszurotten, hat in der That Entschuldigung dafür, denn Deine Freunde tödteten sein Weib und sein Kind. Meine Schwester, wäre ich ein Mann, ich hätte wie er gethan, denn es ist bitter, unrechtfertigen Angehörigen mit einem Schläge zu verlieren.“

Backstühle erwiderte nichts, sondern stützte, augenscheinlich etwas beunruhigt, den Kopf auf die Hand, wünschte dann Amy eine gute Nacht und suchte Vergessenheit ihres Kummer im Schlaf. (Fortsetzung folgt.)

Erklärung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe à double jupe, von lila Sommerpöpeline. Der obere Rock, an der Seite offen, wird durch eine Garnitur aus schwarzen Spitzen und grauen Bauschleifen zusammengehalten. — Glatte hohe Taille, mit langem, spitzengarnirtem Schooß, welcher an den Seiten der Art ausgeschnitten, daß die Garnitur des Rockes vollständig und in sehr vortheilhaftester Weise zum Vorschein kommt. — Offene Ärmel, welche oben, wo sie mit einem Jockey verzieren, glatt an das Aermelloch schließen, nach unten sehr weit werden und an der Naht mit 2 Falten in die Höhe gerafft sind, wodurch der Ärmel mehr Rundung erhält. Schwarze Spitzen bilden die Garnitur der Ärmel, deren Form man für den Sommer jedenfalls den geschlossenen Ärmeln vorziehen wird. — Die Coiffüre besteht aus einer schwarzen Spitzenbarbe und lila Bauschleifen. — Unterärmel von glattem Mull.

Fig. 2. Robe von grauem kleincarrirten Tafset. Die Garnitur des Rockes ist „tout au tour“ aus blauen, mit schmaler schwarzer Franze besetzten Taffsetstreifen gebildet. — Glatte hohe Taille, vorn herunter durch Knöpfe geschlossen und mit einem gleichen Besatzstreifen, wie die des Rockes, verzieren. — Der Ärmel bildet einen großen Puff, welcher unten durch ein halbweites Bündchen, oben durch einen anschließenden Ueberärmel (Jockey) zusammengehalten wird. Die Garnitur des Ärmels ist übereinstimmend mit der der Taille und des Rockes aus blauen Taffsetstreifen und schwarzer Franze arrangirt. Eine blaue Schleife mit langen Enden, welche am Jockey befestigt, giebt dem Ärmel ein besonders grazioses Ansehen. — Hut von weißen Spitzen und blauem Taffset. — Unterärmel von Tüll mit gesticktem Zwischensatz. [2940]

Unsre Kleine.

Liebe Leserin, hast Du schon einmal einen Blick in eine jener geheimnißvollen Schublade gethan, welche die Frauen mit so besonderer Vorliebe ausstatten, bereichern und arrangiren, die sie mit so besonderer Wichtigkeit öffnen und schließen, als wären sie vereidete Garderobieren oder Schatzmeisterinnen einer Königin oder Kaiserin?

Vor nicht gar langer Zeit war es mir vergönnt, hineinzu sehen, und noch dazu gratis; aber darum glaube ich auch, daß ich zu den Bevorzugten gehörte.

Was Ihr dabei gethan hättet, weiß ich nicht; aber, was Ihr auch von mir denken mögt, so gestehe ich's doch, und ohne Erörtern: ich nahm die feinen kleinen Schuhe, die aussahen, als könnten sie der Usenkönigin Mab gehören, in die Hand, und drückte meine Lippen darauf. Sie standen fein säuberlich in einer Ecke, in der andern lagen kleine Hemdchen mit Spitzen besetzt. In der Mitte lag ein kleines blaugesticktes Kisschen, auf dem durch die Knöpfe, ich weiß nicht wie vieler Madeln ein Namenszug gebildet ward, der, so viel mir bewußt, keiner Person der Familie angehörte. Und rings umher lagen noch viele andre Sächelchen von Leinen, Battist, feiner gestrickter Wolle, von Cashmir und Seide, mit seidnen Borten und Franzen. Wahrhaftig, wenn eine Königin hätte kommen sollen, konnten nicht größere Vorbereitungen getroffen werden.

Ich nahm alle die hübschen Dinge in die Hand, fast sucht-

sam, daß sie unter meiner Berührung verschwinden möchten, und neben mir stand ein Wesen, mit freudestrahlenden Zügen meiner Freude zusehend.

Das ist ein halbes Jahr her. — Damals durfte ich noch lachen so viel ich wollte. Bald darauf schickten sie mich jungen Wildfang fort; jetzt bin ich wieder hier, und jetzt — ach jetzt geht's ganz anders zu:

„Pst! Pst! Du wirst ja die Kleine aufwecken!“ Wer hätte nicht schon diese Warnung vernommen und — sie beachtet? — versteht sich. — Doch gegenwärtig wird's mir schwer, still zu sein — ich möchte unaufhörlich lachen und habe so viel Pöffen im Kopfe wie noch nie.

Aber, da das Kind schläft, geh ich mir doch Mühe, still zu sein, denn warum sollte ich's wecken? es würde aufwachen und schreien, und da gäb es ein Singen und Einwiegen, daß es nur wieder in Schlaf komme.

Eigentlich ist's doch gegen alle Vernunft und Ordnung, so viel Umstände zu machen um so ein kleines Ding! — Ja, freilich ist's nur ein winziges kleines Ding, aber es ist doch unser Kleines! Wenn ich in alle christlichen Häuser ginge, in die heidnischen dazu, überall fänd ich solche kleine Dinge, sie mögen nun in der Krippe oder in der Wiege, auf der Streu oder in der Hängematte liegen, alle würde ich bei derselben Beschäftigung finden, die Klapper schüttelnd, am Daumen lutschend, auf allen Vieren kriechend, oder im Laufstüchlein eingesperrt. Die Millionen und aber Millionen Menschen, die die Erde bevölkerten, sind alle aus solchen kleinen Dummköpfchen herausgewachsen. — Aber unter Allen giebt's doch kein so reizendes Kind, als „unsere Kleine!“

Wie fein und seiden die Härchen sind auf seinem kleinen runden Kopfe; und die Augen —! Es giebt zwar viel blaue Augen; aber so sonnig und klar nicht, wie unsers Mädchens Augen; und solche Grübchen giebt's auf der ganzen Welt nicht mehr, als die in den rosigen Wangen unsers Mädchens. Solch ein gutes Kind hat's auch noch nicht gegeben, wie „unser Kleines“, feins, daß seiner Mama so wenig Plage macht. Man weiß gar nicht, daß ein Kind im Hause ist.

Seht nur unser Mädchen an! Sie trägt ein rosa Röschchen, und ein hübsches edig ausgeschnittenes Lätzchen, vorn angestekt und hinten gebunden. Die kurzen Ärmel sind mit Knöpfen ausgenommen, und darunter lachst der zarteste, mit Spitzen besetzte weiße Hemdärmel hervor. Den Ausschnitt des Leibchens umgiebt eine schmale Battistkrause, die an Weiße mit der holden Kinderbrust, ihrem Ruheplatz, weitest. Kurz, unser Mädchen ist ein Rosenknospchen, das seine ersten Blätter eben dem Lichte entfaltet.

Ich habe mir schon tausendmal Mühe gegeben zu ergründen, warum unsre Kleine denn so schön ist, warum das kleine Ding, ohne eine Ahnung davon in seinem Köpfchen zu haben, uns Alle so bezaubert? Ich habe doch schon hundert kleine Kinder lächeln sehen, aber nie hat die Kinderseele mich so entzückend angeblickt, als aus den blauen Augen unsers Mädchens, so daß ich die ganze Welt dabei vergessen kann und in Bewunderung und Andacht versinke.

Ich wollte Ihr könntet Alle unser Mädchen sehen! Wir haben sie auf den Fußboden gesetzt; und da kriecht sie hin, ohne Schonung für die schönen Languetten- und Kettenstichmuster, die Mama so mühsam in ihr Kleidchen gestickt, ohne Schonung für die feinen, blauen Cashmirschuhe. — Ja! sie wirft bald die Schuhe von sich, die Strümpfe gleichfalls und sitzt da, ein Köpfchen in der Hand, das andre im Mund, eine unbeschreibliche Melodie summend in ihrer kleinen Kehle, die keine in Trillern und Halbtrillern noch so geübte Sängerin nachzuahmen, noch das Herz einer Mutter so mächtig zu rühren vermöchte. Ich wollte den Switer oder den alten Junggesellen sehen, der bei einem Bilde so vollkommenen Glücks, wie „unsre Kleine“, ungerührt bliebe!

Ich weiß noch recht gut mich zu erinnern, daß Mädchens Papa früher gar kein kleines Kind halten mochte, nicht einmal eins sehen. — Gott bewahre, wie hätte er sich zu solchen Thorheiten herabgelassen! Jetzt ist's freilich anders. — Mädchen ist ja sein Kind, unser Kind, und das ist ja ganz anders, viel hübscher und reizender, als die Kinder, die er früher hatte ansehen und bewundern sollen. Wenn er sagt: „geh, geh, Du kleiner Störenfried,“ hört man deutlich, daß es heißen soll „komm, komm, komm, Du holder Liebling!“ Und wer möchte es ihm nicht verzeihen, wenn die Zeitungen und staubigen Gesetzbücher ihren Reiz für ihn verloren haben, jetzt da er ein kleines lebendes Buch besitzt, welches täglich und stündlich neue interessante Seiten vor ihm entfaltet und sein Auge durch Bilder ergötzt, welche menschliche Kunst nimmer erreichen kann?

Jetzt — keine Mutter im Lande wird mir's glauben — jetzt sitzt die Kleine auf meinem Schooß! — Und es ist doch nicht meine Kleine! Nein, zu so hoher Ehre kann ich mich nicht befehlen! Aber es ist unsre Kleine, und das ist eben so viel. — Nur ihr Wohlgefallen an Papier und Feder, fürchte ich, wird Keinem zum Vergnügen gereichen, der aus meinem Gekritzel etwas herauslesen soll.

Weit öfter als nach jedem Punkt halte ich an, um einen Ruß auf die Wange der Kleinen, oder auf ihr run: es Händchen zu drücken, das über meine noch feuchte Schrift dahinfliehet. Bei jedem Absatz lege ich die Feder hin, um die Kleine anzulächeln und mir ein Lächeln von ihr zu gewinnen. O, welch ein hartes Menschenherz müßte es sein, das in der Wärme solcher Strahlen nicht schmilzt?

Ich drücke meine Lippen auf die ihren und sauge den süßen Kindesathem ein, erquickend und erfreuend, wie der Nektar aus dem Kelch einer Blume. Schön wie die Rose am Strauch wird unser Mädchen erblühen. — Gebe Gott, daß sie einst, wie die Rose, den Ort, wo sie erblüht, durch ihre Holdseligkeit schmückt und mit dem Himmelsathem ihres Geistes belebe. Köschens Tante.

Das Geschenk des Matrosen.

Am 6. Januar 1776, am Tage Epiphania, ereignete sich auf dem französischen Schiff le Héron (der Reiher) eine kleine Scene, hübsch genug, um wiedererzählt zu werden.

Die Officiere, welche nicht gerade durch den Dienst in Anspruch genommen waren, ergingen sich plaudernd und rauchend auf dem Verdeck, als ein junger Marinecadet in freudiger Eile

die Thür zur Cajüte des Capitains öffnete und rief: „Hut ab, meine Herren, die Königin kommt!“

Und doch hatte Marie Antoinette Versailles nicht verlassen; mit Armands Hilfe hätte man sie in diesem Augenblick in einem Zimmer des Schlosses sehen können, wie sie Comédie spielte ganz en famille, auf das Stichwort des Grafen Artois und die Worte des Souffleurs laufend, welches Amt dem Grafen von der Provence übertragen war, der, wie Artois, ein Schwager der Königin. Sie spielte die Hauptrolle in dem Stück: Le devin du village (der Dorf-Wahrsager) und sang:

J'ai perdu mon serviteur,
J'ai perdu tout mon bonheur . . .

Worte, welche die Arme später Gelegenheit fand nur zu oft zu wiederholen, ohne zu singen!

Doch wer war denn der weibliche Usurpator, der, 100 Meilen von Versailles entfernt, das Scepter aufnahm, das die legitime Königin einen Augenblick liegen ließ, um es mit dem Schäferstab zu vertauschen?

Wir wollen nur gestehen, daß hier kein Verrath noch Majestätsverbrechen im Spiele, sondern daß die Majestät, vor der die Mannschaft des „Héron“ sich beugte, keine andre war, als die unschuldige, stichtige Majestät einer — Wohlens-Königin. Das Schicksal hatte diese vergängliche Krone einer hübschen kleinen Creolin aus Martinique, einer Verwandten des Capitains, zuertheilt, die, unter der Leitung einer alten Tante, nach der Hauptstadt reiste, um, wie die „Virginie“ des Bernardin de St. Pierre, dort ihren weit aussehenden Hoffnungen auf Vermögen und Erbschaft nachzugehen.

Es war wirklich Schade, daß die junge Königin nur zum Spaß Königin, denn sie erfüllte die hohen Pflichten ihres neuen Standes mit einer Würde und Anmuth, um die Catharina II. und Maria Theresia sie hätten beneiden können.

„Auf die Knie! schöner Page,“ rief sie dem Cadetten zu, welcher sie angemeldet, „seht Ihr nicht, daß ich meinen Handschuh fallen ließ? — Kommen Sie her, meine Herren vom Ministerrath — lachen Sie nicht, denn der zu verhandelnde Fall ist ernst und wichtig. Ich liebe mein Volk — hören Sie? — und will daß mein Volk mich wieder liebe. — Es handelt sich nämlich darum, ob, wenn dieses mein Volk huldigend mir zu Füßen sinkt, eine blaue Rosette an meinen Schuhen nicht angemessener erscheinen würde, als eine weiße Rosette? — Wie, ich glaube gar, mein Hofmedicus erlaubt sich, der Nase seiner Königin Tabackswolken, statt des Weibrauches entgegen zu dampfen. — Beseige einer von meinen Gesandten sogleich das Füllgeloch und sehe im Monde nach, ob der Verstand des guten Doctors vielleicht heut' früh mit dem Morgentrunke dem seligen Roland dahin nachgeschloffen ist.“

Und noch tausend andere drollige Einfälle und allerliebste Kindereien sprudelten von den Lippen des muthwilligen Kindes, zum höchsten Ergötzen der guten Seeleute, die so lange und herzlich lachten, daß die Pfeifen in ihren Händen völlig ausgingen. Doch die größte Freude an der hübschen Kleinen hatte ein alter bretagnischer Matrose, Namens Pierre Hello, der mehr Wunden als Falten im Gesicht und an diesem Tage eben die Ehrenmedaille erhalten hatte als späten Lohn für lange, treue Dienste.

Bezüglich dieses seines Ehrentages hatte der Capitain ihn auch zu Tisch geladen, wo dann die zwei Creolinnen ebenfalls gegenwärtig, und die jüngere — Marie-Rose, sich über Pierre Hello's Thaten, welche zur Sprache kamen, nicht satt wundern konnte.

Sie hatte ihn gelobt und gestreichelt, und das Herz des rauhen Seemanns, dem solche Erlebnisse noch neu waren, hatte bei den Liebkosungen des holden Kindes wenigstens eben so stark gepocht, als bei Empfang der Ehren-Medaille. Er allein bediente sie, ja man möchte fast sagen, er allein wachte über sie, denn die alte Tante der kleinen Marie-Rose, die das Pobagara an ihren Stuhl festsetzte, las den ganzen Tag den „heiligen Augustin“ und unterbrach sich höchstens in der Lectüre, um von Zeit zu Zeit zu rufen: „Minette hier!“ oder „Marie-Rose hier!“ wenn sie ihre Kage im untern Schiffsraum einer Maus, und ihre Rechte auf dem Verdeck einem Sonnenstrahl nachlaufen sah. Doch Marie-Rose, wie fast alle Mädchen der Colonien in höchster Ungebundenheit aufgewachsen, hörte den Ruf nicht, oder wollte ihn nicht hören. Bald kletterte sie die Leitern hinauf und schaukelte sich an den Tauern — und Pierre Hello stand unten auf dem Verdeck, bereit sie in seinen großen Händen aufzufangen, wie einen ermatteten Vogel, wenn sie fallen sollte, oder sie herauszufischen, wenn vielleicht der Wind sie ins Meer wüfte; bald belustigte sie die Mannschaft und Passagiere des Schiffes durch Gefänge und Tänze, und dann war der alte Pierre Hello so ganz Aug' und Ohr, daß man sich wundern mußte, wie sein Geschick an Liebem und sein Verstandniß körperlicher Anmuth so plötzlich erwacht sei.

Am Morgen des Tages Epiphania, der Tag der kurzen Regentschaft des lieblichen Kindes, war Marie-Rose sehr traurig und nachdenklich, so daß der alte Seewolf sich vor sie hinsetzte und sie so unruhig und kummervoll ausblickte, wie ein Pudel, der seinen Herrn weinen sieht. Marie-Rose konnte nicht umhin, hiefen dringend forschenden Blick durch ihr Vertrauen zu erwidern, und erzählte, daß eine alte Negerin, die als Here und Wahrsagerin galt, der sie — Marie-Rose — oft heimlich Brod in den Wald getragen, ihr eine so seltsame Prophezeiung gemacht, an die sie heute grade denken müsse; sie hatte die Prophezeiung wörtlich behalten, sie lautete: „Gutes, kleines Fräulein — ich haben gesehen zu den Wolken einen großen Condor hoch steigen, sehr hoch, mit Rose im Schnabel — Rose bist Du — Du sehr unglücklich — dann Königin — dann großer Sturm — dann sterben.“

„Heut' bin ich nun Königin,“ fügte Marie-Rose hinzu — „ich erwarte jetzt nur noch den Sturm, der mich entführt.“ „Seien Sie unbesorgt, Mademoiselle,“ tröstete Pierre Hello, „wenn dem „Reiher“ je ein Unglück zustoßen sollte, so halten Sie sich nur an meinem Gurt fest — so — und da hoff' ich, mit Gottes und meines Schutzpatrons Hilfe sollen Sie so sicher ans Land gesetzt werden, wie eine durch einen Dreimaster bugierte Golette. — Denn mein Schutzpatron ist, müssen Sie wissen, ein großer Heiliger, der auf dem Wasser ging ohne unterzusenken, was auf Seemannschre kein kleines Wunder ist.“

Marie-Rose fühlte nach dieser Versicherung sich wirklich

bedeutend getrübt und lohnte die Ergebenheit des guten Mten durch den Vortrag einer Ballade, die sie sonst noch keinem Menschen vorgefungen. Es waren nämlich ihre Abschiedsgefühle, welche ein junger Creole, ihr Nachbar, in Verse und Melodie gebracht. Sie lauteten:

Geh auf die Felder, Du Negersohn,
Und pflücte Dir Blumen zu meiner Kron';
Von der alten Cybille im Walde drin,
Erfuhr ich schon,
Daß ich für die Krone geboren bin;
Zur Königin.

Du kleiner Neger, was trägtst Du Leid?
Noch ist ja das schaurige Wetter weit —
Noch tost nicht der Sturm um mein schwaches Haupt,
Doch kommt die Zeit,
Da er das Glück, das ich mein geglaubt,
Mir grollend raubt.

Ja weine — auch mir thut die Seele weh',
Da von der heimischen Insel ich geh,
Von meiner Barke im Heimathsfluß —
Da in die See —
Weit fort in die Fremde ich schiffen muß —
Noch einen Gruß!

Und soll mir der Abschied nicht traurig sein?
Mein Vaterland ist wie die Schwester mein.
Nur wo die Blume geblüht mit Lust
Schläft gern sie ein —
Und mir ward so wohl, so glückbewußt
An der Schwesterbrust!

Doch es giebt ein Alter, wo jeder Schmerz kurz und flüchtig, wo die Schwermuthsthränen des Abends am Morgen trocken wie Thau — und Marie-Rose stand in diesem Alter. Am andern Morgen tanzte sie wieder; Tage, Wochen vergingen, ohne daß diese sprudelnde Fröhlichkeit ein Ende nahm, doch anders war es mit ihren kleinen Schuhen. Der letzte Sprung einer Farandole nahm das letzte Stückchen Sohle dahin, und zum Unglück war die Schauffüre der Damen nicht sehr vollständig, weil sie, nach Paris reisend, dort nach den Erfordernissen der Mode ihre Einkäufe zu machen gedachten.

So war denn die arme Marie-Rose verurtheilt, den ganzen langen Tag neben ihrer alten Tante zu sitzen, die nackten Füßchen unter dem Kleide verbergend, während der Kopf und alle Glieder in feberhafter Ungebuld zuckten und zitterten. Da weinte denn die kleine Königin manche Thräne, wie die im verzauberten Schloß gefangene Prinzessin; hoffend, ein tapftrer Ritter werde sie erlösen.

Dieser tapf're Ritter blieb nicht aus — es war Pierre Hello. „Der so hübsche kleine Füßchen nackt lassen könnte,“ sprach er fast ärgerlich, „der müßte gar kein Herz haben!“

Obgleich nun ein Dichter gesagt hat, daß „der Negerger Berse macht,“ so hat doch noch Keiner in Erfahrung gebracht, daß der Negerger Schuhe machen könne. Pierre Hello überlegte, schlug sich vor die Stirn, kratzte sich in den Haaren und rollte das Stück Tabak, das die Seeleute zu kauen pflegen, von einer Seite des Mundes auf die andre.

Dieser Kautabak ist allerdings kein sehr appetitlicher, doch in Bezug auf Seemannssitten ein so wichtiger Gegenstand, daß kein nur irgend gewissenhafter Erzähler ihn übergehen kann. Der Kautabak ist im Kopf des Matrosen, was der Zeiger an der Uhr ist. So wie der Gedanke wechselt, wandert auch der Tabak. — Kein Wunder also, daß bei unserm guten Pierre Hello, dem so mannigfache Gedanken durch den Kopf fuhrten, der Tabak einen sehr unruhigen Stand hatte. — Er dachte nach über das für einen Novizen in der Mathematik allerdings sehr schwer zu lösende Problem: Wie macht man aus Nichts Etwas, ein Problem, dessen Lösung eigentlich nur Gott möglich ist.

„Ein Stück Leder! Meine Pfeife und Medaille wollte ich geben für ein Stück Leder!“ sagte Pierre mit derselben Energie der Verzweiflung, mit der Richard III. rief: „Einen Dege! Ein Königreich für einen Dege!“ „Gewiß wären alle auf dem Schiff befindlichen Nege preislich ins Meer hinabgelassen worden, hätte Pierre den „Don Quichotte“ gekannt und sich schmeicheln dürfen, eine so glückliche Hand zu haben, wie Sando Pansa, der, als er die Angel nach Forellen auswarf, alte Schuhe fing. Er durchstößerte das ganze Schiff, fühlte mit der Hand in alle Mauzelscher, und endlich — endlich — stieß er einen Freundschafts- und einen Freundschafts, dem nicht unähnlich, womit Harpagon seinen wiedergefundenen Geldkasten begrüßt. Freilich war es auch ein kostbarer Schatz, den Pierre Hello gefunden — ein Stiefel! — der Stiefel eines Soldaten, der vor längerer Zeit einmal im Gefecht geblieben. — Er, der Stiefel — lag in einem Winkel des unteren Schiffsraums — Gott weiß, wie er dahin gekommen. Er hatte dort gelegen, einsam trauernd um seinen Zwillingbruder, der im tiefen Meer, vielleicht im Bauch eines Haifisches begraben war, und glaubte ohne Zweifel, daß die Dinge dieser Welt ihn nichts mehr angingen.

Aber Pierre Hello dachte anders. Er nahm seinen Dolch, handhabte diesen als Messer und Priemen und bohrte, schnitt, nähte und brachte nach einständiger Arbeit — soll man sagen: ein Paar Schuhe? — doch — zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt: Schuhe waren es nicht, die er zu Stande brachte — auch keine Stiefeln, noch Halbstiefeln — es war nicht Soccus, nicht Cöburn, nicht Pantoffel, nicht Mocassin. es war im Bereich der Schauffüre ein allein dastehendes, originelles, phantastisches, romantisches Werk, ein namenloses Etwas, aber doch ein Etwas, das im Nothfall eine menschliche Fußsohle gegen die unmittelbare Verührung des Fußbodens schützen konnte.

Der brave Hello lief mit seinem vollendeten Werk folglich in die Casüte, wo Marie-Rose sich aufhielt, schnalzte und band unter des Kindes gränzenlosem Gelächter die seltsame Bekleidung mit vieler Mühe an die nackten Füßchen fest und erhob sich dann mit Siegerblick, die Arme triumphirend über der Brust freuzend und wohlgefällig sein Werk betrachtend.

Eine Stunde darauf tanzte die kleine Bajadere wieder, diesmal mit Gewichten an den Füßen, unter ihres Publicums lautem Beifall, den sie in doppelter Weise verdiente; erstens für die Tanzkunst selbst und zweitens für die dabei abgelegte Kraftprobe.

Endlich, nach wochenlanger Fahrt, rief die Wache: Land! und es erfolgte eine wahrhaft rührende Trennungsscene zwischen dem alten Matrosen und der jungen Creolin.

„Ich werde immer an Euch denken und Eure Schuhe als eine Reliquie stets aufbewahren,“ sprach Marie-Rose tröstend zu Pierre Hello, der mit dem Rücken seiner schwieligen Hand die feuchten Augen trocknete.

„Ach,“ antwortete er kopfschüttelnd — „Sie gehn nach Paris, da finden Sie neue Freunde, die Ihnen nicht Zeit lassen werden, an den alten Hello zu denken.“

„Immer werde ich an Euch denken!“ wiederholte das anmüthige Kind noch einmal, da schon ihre Tante sie fortzog. Lange folgte er ihr mit den Augen, oft sah sie sich nach ihm um, und er konnte sie schon nicht mehr sehen, als sie noch, ihr Taschentuch in der Luft schwenkend, rief: „Immer, Hello, immer!“

Pierre Hello konnte nicht erforschen, ob das junge Mädchen Wort hielt, denn selten nur kam er ans Land und blieb im amerikanischen Kriege. Doch Marie-Rose

Hier fließt durch unsere kleine Geschichte trennend der große Strom der französischen Revolution, dessen blutige Wellen Schauer, dessen brausende Tiefen Schwindel erregen. Geb mir die Hand, Leserin, schließe die Augen und sprin ge hinüber! —

So — nun befinden wir uns mitten im französischen Kaiserreiche, im Schloß Malmaison, dem Aufenthalt der edlen, unglücklichen Josephine, die durch Scheidung Wittwe des noch lebenden Napoleon, aber doch immer noch Kaiserin und immer noch angebetet war von den Franzosen, welche dem Herzen nach sich ihr vermählt und die Scheidung nicht unterschrieben hatten.

Josephine saß in ihrem Salon, den Arm auf das Piano gestützt, und gab lächelnd einer Deputation junger Damen Audienz, die, zur Umgehung der Kaiserin gehörend, schlüchtern und verzagt um die Erlaubniß baten, Sprüchwörter aufzuführen zu dürfen. „Gern, lieben Kinder,“ antwortete gütig Josephine, „ich will für Eure Kostüme sorgen; denn, Dank der Freigebigkeit des Kaisers, ist meine Garderobe sehr reich ausgestattet.“ — Da, nehmt, was mir Marchand jetzt eben geschickt hat.“

Dabei berührte sie mit dem Fuß leicht ein kostbares Pelzwerk, das auf dem Teppich ausgebreitet lag.

Dieser Schmuck war so schön, daß Mlle. S. R., die jüngste der liebenswürdigen Abgesandten, die runden weißen Hände vor Entzücken ineinander schlug und unwillkürlich voller Bewunderung ausrief:

„Gott, wie glücklich ist Ihre Majestät!“

„Glücklich?“ flüsterte Josephine — „glücklich!“

Sie schien einen Augenblick in träumende Erinnerung versunken, und ihre Finger irrten zerstreut über die Tasten des Piano, einige Takte der Melodie jener Ballade spielend, die wir schon kennen:

Nur wo die Blume geblüht mit Lust
Schläft gern sie ein;
Und mir war so wohl, so glückbewußt
An der Schwesterbrust!

Dann erhob sie sich, ihre trübten Erinnerungen gleichsam abschüttelnd, und sagte mit liebenswürdiger Freundlichkeit zu den jungen Mädchen:

„Wer mich lieb hat, folgt mir nach! — Kommen Sie und suchen Sie sich selbst die Costüme aus.“

Und dem muthwilligen jungen Schwarm vorausgehend, betrat sie ihre Garderobe. — Die jungen Mädchen rissen die Augen weit auf und schauten so verwundert drein, wie der Sohn des Schlächters, da er zum ersten Mal in Ali-Baba's Höhle kam.

Da waren Gajegewänder, so leicht und glänzend, die entflohen wären beim leisesten Hauch wie Sommersäden, hätte nicht das Gewicht der Edelsteine sie gehalten. Da waren spanische Mantillas, italische Mezzaros, Dbalischen, Gewänder, noch ganz durchbustet vom Parfüm des Harem, und Madonnenkleider, so schön, daß selbst die heilige Jungfrau von Loretto sie nur am höchsten Fest getragen hätte.

„Hier nehmt, Kinder,“ sagte die liebenswürdige Kaiserin, „nehmt und amüßet Euch gut. Ich überlasse Euch alle die Sachen, die Ihr mit so großen, hübschen Augen ansieht — alle — nur Eins nicht — dies eine ist mir zu werth und zu kostbar, als daß ich es preisgeben möchte.“

Doch, nachdem sie den Funken der Neugierde in den lieblichen Gesichtern aufsteigen gesehen, fügte sie hinzu: „Nun, zeigen kann ich Euch meinen Schatz wohl. . . .“

Es wird den jungen Leserinnen nicht schwer fallen, die Phantasiegebilde sich zu vergegenwärtigen, welche diese 15- und 16-jährigen Köpfschen sich von dem Schatz der Kaiserin schufen. Welche Herrlichkeit mußte das sein, neben der die hohe Eigenthümerin so viel prächtige Gewänder und köstlichen Schmuck gering achtete!

Endlich erbarmte sich die Kaiserin der kleinen Neugierigen, an deren Ungebuld sie einige Minuten sich geweidet, suchte in einer Ecke der Garderobe und zog — diesmal kein Geschenk Napoleons, kein Meisterwerk der Pariser Industrie — sondern das Geschenk des bretagischen Matrosen, Pierre Hello's, hervor. — die Schuhe der kleinen Marie-Rose.

Ihr habt ohne Zweifel schon erathen — die Kaiserin Josephine und die kleine Tänzerin mit nackten Füßchen vom Schiff „le Héron“ sind dieselbe Person und dasselbe Herz.

Als das Schwerk Bonaparte's Europa wie einen Kuchen zu zertheilen und zu zertheilen begann, fiel die Glücks-Bohne an Josephine Marie-Rose's Tascher de la Pagerie, und sie herrschte. Sie herrschte lange; doch dann erhob in Europa sich ein großer Sturm, die Schneewirbel Rußlands fielen als Leuchtend über Frankreich's Heere, aus allen vier Winden strömten Lawinen feindlicher Soldaten nach Frankreich's Gefilden, welche unter dem Donner ihrer Kanonen, dem Blitzen ihrer Schwerter dröhnten und zitterten. Und als das Gewitter vorüberzog, der Himmel wieder klar ward, da ging die Prophezeiung der Negerin in Erfüllung: Der große gelblendete Condor ließ die Rose fallen, und die Creolin von Martinique, die zwei Mal Herrscherin gewesen, ging im Gewittersturm unter.

[2584] J. J.—u.

Einfluß des Weibes auf den Mann.

Im Augenblick, wo die Frau versucht, den Mann um ihrer selbst willen zu beherrschen, beginnt sie an seinem Ruin zu arbeiten. Wohl mag die leichte, holde Schlingpflanze an dem stattlichen Baum sich hinaufranken, doch sobald sie ihn, als wolle sie ihn schützen oder einhüllen — überwuchert, seine Bewegung hemmt, seine Kräfte ausfaugt, vernichtet sie, was sie zu schmücken bestimmt war.

Des Weibes große Aufgabe in der Ehe ist, in der Seele des Mannes die Selbstachtung zu erhalten, und dieses Ziel erreicht sie am besten dadurch, wenn sie des Mannes redliches, nütziges Wirken, seine edlen oder guten Charaktereigenschaften achtet und sich derselben freut. Ein Mann, der seine Gattin liebt, strebt natürlicherweise danach, seinem Wesen das zu erhalten, was der geliebten Frau Liebe und Achtung einflößt. Beide geben einander gegenseitig das Maß dessen, was Eins dem Andern sein soll. — Zur Bildung des männlichen Charakters gehört wesentlich das Verständniß und die Werthschätzung edler Weiblichkeit, und wahrhaft zu bedauern ist der Mann, welcher an Frauenwerth nicht glaubt, weil das Schicksal ihm keine Lebensgefährtin zugeführt, welche diesen Glauben zu erwecken im Stande ist.

Wahre eheliche Liebe wirft von dem Spiegel des Herzens den Charakter des geliebten Wesens vergrößert und verschönert zurück, und es muß schon eine sehr gemeine Natur sein, die nicht das zu werden strebt, wofür sie von dem ihr am nächsten stehenden theuren Wesen gehalten wird. Oft schon hat die beharrliche Liebe und Achtung einer Frau den schwankenden Charakter eines Mannes befestigt, welcher ohne diese Stütze verloren gewesen wäre.

Doch ist die gegenseitige Achtung einmal dahin, dann flieht auch die Liebe, die allein Unrecht zu beschönigen, Fehler zu übersehen vermochte, dann flieht auch der Herzensfriede, ohne den das Leben ein Fieberwahn, ein ewiges Sterben ist.

Man sagt, des Weibes Fähigkeit zu lieben sei größer, als die des Mannes, ihre Liebe sei treuer und beharrlicher; doch in der Art, diese Liebe zu zeigen, ist es, wo die Frau ihre Klugheit und wahre Herzensbildung offenbaren kann.

Eine Frau, welche ihrem Mann Liebesversicherungen giebt, ohne die Anerkennung seiner, gesetzt auch — seiner verdumftelten Männerwürde, bringt den Mann in eine falsche Stellung, indem sie ihn zwingt, sich seiner Schwäche und seines Unwerths bewußt zu werden, und dadurch zugleich ihm Haß aufzubringen gegen ihre nachsichtsvolle Ueberlegenheit. Der unkluge geliebte Mann beginnt sich selbst zu hassen, und wen soll er lieben, wenn er sich selbst haßt? Laßt dem Mann Zeit, sich als Mann zu fühlen, und er wird die Seele lieben, die sich liebend und voll Achtung, im Glauben an seine edlere Natur an ihn klammerte, um ihn zu retten. [2906]



Hamburger Aalsuppe.

Man kochte von 3—4 Pfd. Rindfleisch Bouillon, salze sie, schneide von einem starken Aal (3—4 Pfd. schwer) Stücke, befreie sie von Haut und Gräten kochte sie sammt den Abfällen mit Salz und Wasser, Essig und Salbei gar. Man schmore 1/4 Meße Birnen mit etwas Wein, Wasser, Zimmt, Nelken und Zucker weich. Dann schneide man eine Portion Mohrrüben und Peterstienwurzeln in feine Scheiben und lüfte eine Meße Schoten. Ist nun die Fleischbrühe mit so viel Aalbrühe vermischt worden, daß sie weder zu salzig noch zu sauer geworden ist, so feibe man sie durch ein Tuch und lasse sie mit den Schoten und Rüben kochen. Sind diese weich, so füge man so viel in Butter hellgelb geröstetes Mehl hinzu, daß die Suppe fämgig wird. Inzwischen rühre man von 3—4 Eiern, 12 Loth Butter, Mehl, Milch und eingeweichter Semmel Krübschen ein, welche man 10—12 Minuten kochen läßt. Sind sie gar, so thue man in die Suppe recht viel gut verlesene Kräuter, den Aal, die Birnen und ein paar Gläser Wein und lasse die Suppe durchkochen. Sollte sie von den Birnen nicht süß, von dem Aal nicht sauer genug sein, so thue man etwas Zucker oder Essig zu. [2934]

Mock = Turtle = Suppe.

Man kochte einen gebrühten Kalbskopf nebst 8 Kalbsfüßen in Wasser und Salz, löse dann die Knochen heraus und schneide das Fleisch würfelig. Die Brühe, welche man durchseibe, wird mit dem würfeligem Fleisch so lange gekocht, bis sie bündig ist; dann bräune man etwas Mehl in Butter und rühre es nebst der fein gehackten Schale 1/4 Citrone und dem Saft einer ganzen zur Brühe. Dann thue man noch folgende fein gestoßene Gewürze hinzu: Muskatennuß und Blüthe, Ingber, englisches Gewürz und sehr wenig Cayennepfeffer. Währenddem bereite man gute Fleischkrübschen, lasse sie in der Suppe gar kochen, lege auch das ausgefällte Gelbe aus einigen hart gekochten Eiern hinein. Auch dünne Scheiben Cervelatwurst oder Sautisjes kann man hineinlegen. Ist Alles durchgekocht, so gießt man eine Flasche Madeira in die Suppe und richtet sie an. [2935]

Kodschwinn.

(Ein litthauisches National = Essen.)

Man kochte ein schönes Stück frisches Rindfleisch mit Wasser und ein wenig Salz weich. Inzwischen kochte man auch 6—8 rothe Rüben in einem besondern Gefäße mit Wasser weich. Sind sie gar, so nimmt man sie heraus, schält sie ab

und haßt sie nicht zu fein. Hierauf klärt man die Fleischbrühe ab und läßt sie in einem Topfe mit den gehackten Nüssen und ein paar Eßeln Weinessig noch etwas kochen. Darauf rührt man recht viel fette saure Sahne mit etwas Mehl an die Suppe, würzt sie mit ein wenig gestoßenem Kümmel, läßt sie nochmals aufkochen und richtet sie, nachdem man sich überzeugt, daß sie genug gefalzen und angenehm säuerlich schmeckt, in der Terrine an. [2936]

Pudding von Schwarzbrod.

Hierzu gehören 12 Loth vorher geröstetes feines pulverisiertes Schwarzbrod, 12 Loth Zucker, 12 Eier, 1/8 Pfd. süße und 20 bittere Mandeln, Nelken, Gewürz, Cardamom, Citronenschale und Zimmt.

Man reibe das Gelbe der Eier mit dem Zucker 1/2 Stunde schaumig, dann thue man das Brod und die gestoßenen Gewürze, zuletzt den Schnee der Eier hinzu. Alsdann wird die Masse in eine gut mit Butter ausgestrichene Puddingsform geschüttet und 1 1/2 - 2 Stunden lang in einem Kessel mit Wasser gekocht. Man giebt eine Weinschaum- oder Kirchsauce dazu. [2938]

B. v. W.

Neues Verfahren, reines Leinen von gemischtem zu unterscheiden.

Die für Hausfrauen so wichtige Frage, reines Leinen von verfälschtem zu unterscheiden, ist zwar schon mehrfach im "Bazar" erörtert worden, dennoch können wir nicht umhin, die Leserinnen noch mit einem sehr einfachen Mittel zu diesem Zwecke bekannt zu machen, welches wir um so eher empfehlen können, da wir Albert Dornblatt die Mittheilung desselben verdanken. Dieser Name wird unseren Abonnentinnen durch die Lingerie der Nr. 14 des Bazar bekannt, und die Angabe des nachfolgenden Mittels, von dem Eigenthümer eines Leinenwaarengeschäfts selbst, jedenfalls geeignet sein, das allgemeine Vertrauen, dessen die Handlung genießt, noch zu erhöhen.

Das einfache Mittel, welches ohne Vorbereitung jeden Augenblick und überall angewandt werden kann, also höchst praktisch ist für Käufer und Verkäufer von Leinen, besteht in folgendem Verfahren:

Man nimmt Kiefernadelöl, das man in ausreichender Quantität für 1 Sgr. in jeder Apotheke erhält, und gießt es auf das zu untersuchende Stückchen Leinen. Ist dies nun reines Leinen, so wird das ganze Stückchen gleichmäßig transparent, ist Baumwolle darin, so unterscheiden sich diese Fäden von den leinenen dadurch, daß sie stumpf und undurchsichtig bleiben, welche Eigenschaft so scharf hervortritt, daß die einzelnen Baumwollenfäden leicht zu zählen sind. — Will man den Versuch noch augenscheinlicher machen, so legt man das in Kiefernadelöl getränkte Stückchen über die Außenseite eines gewöhnlichen runden Bierglases, innerhalb des Glases aber (an der Stelle, wo außen die Probe liegt) ein schwarzes Papier oder einen anderen dunklen Stoff.



Sprich selten von Dir und von Deinen Angelegenheiten, doch sei stets bereit, mit Freundlichkeit und Theilnahme Andere von den ihrigen sprechen zu hören.

Zerkrentheit in Gesellschaft gilt nicht mit Unrecht oft als Unhöflichkeit.

Sparbarkeit ist nie zu verachten; doch dürfen Fremde und Gäste nicht zu Zeugen wirtschaftlicher Eintheilungen und Berechnungen gemacht werden.

Es gehört eine sehr feine Klugheit dazu, in einer Gesellschaft aus Personen verschiedenen Standes die Rangunterschiede zu ignoriren, ohne Jemand zu verletzen.

Geldarme Schriftsteller wenden ihre Kleider, geistarme ihre Gedanken.

Die Schmeichelei mag so groß sein wie ein Berg, die nimmer riatte Eitelkeit verdingt sie wie ein Senforn. [2827]

R e b u s.



Wollt Ihr die fünf Geschwister mir nennen,
Die eng das Leben mit uns verflocht?
Denn ach — auch von Einem sich nur zu trennen,
Ist, wahrlich, dem Menschen ein Leichtes nicht.
Die ersten Zwei sind seine Gefellen,
Gefeiert sehr in der großen Welt!
Der Eine besonders darf niemals fehlen,
Wo man eine gute Mahlzeit hält.
Doch was mir an ihm mißfällt allein,
Das ist, daß er je nach Zeit und Ort
Die Meinung verändert — das ist nicht fein —
Und tadelt im Süd, was er lobte im Nord.
Der Zweite liebt die wärmeren Zonen,
Weil Mensch und Natur ihm stets huldigten dort,
Ihn freut der Duft der blüh'nden Citronen,
Doch beut ihm auch manches Blümchen der Nord.
Die letzten Drei, geachtet nicht minder,
Sind wohl noch mehr geliebt und geschätzt,
Gehören jedoch zum Geschlechte der Kinder,
Und — Kinder kommen bekanntlich zuletzt.
Der Eine der freut sich am grünen Boume,
An der Blumen Gestalt und Farbenpracht,
An der rosigen Wolke mit gold'nem Saume,
An der Sonne Glanz und den Sternen der Nacht.
Den Andern beglücken der Vöglein Gesänge,
Des Alpenhorns Ton und das Glöcklein hell,
Des Sängers Lied und der Harfe Klänge,
Selbst der murrende Bach und der plätschernde Quell.
Der Letzte ist meist mit ihm im Vereine,
Wird wunderbar oftmals von ihm auch erregt;
Was jener vernimmt, wie seltsam es scheint,
Oft diesen ergreift und zu Thränen bewegt.
Es wurden, zu schmücken das irdische Leben,
Die fünf Geschwister im schönen Bund
Vom gütigen Himmel den Menschen gegeben.
Des Schöpfers Liebe thun Alle kund.

Logogryph.

Kennst Du die heil'ge Stadt? — ein azurblauer
Und ewig klarer Himmel sie umschleht —
Antikes Leben wirt in ihrer Mauer,
Der Quell der Wahrheit in ihr fließt. —
Kennst Du das Wort, den Inbegriff der Dürste,
Die sich balsamisch durch den Aether ziehn,
Die von der Kindheit Wiege in die Grüfte
Dir folgend selbst den Tod nicht flieh'n?
Kennst Du den Gott, der Deine schönsten Stunden,
Geheimnißvoll in süßem Zauberpiel,
In Deiner Brust zu einem Kranz gewunden,
So reich, wie Dir wohl keiner noch gefiel?

[2939]

J. Scheele.

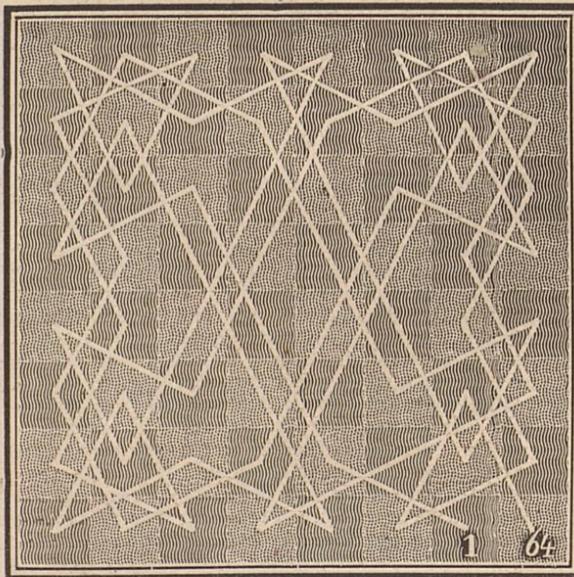
Auflösung des ersten Rebus in Nr. 23.

Die kleine Küche macht das Haus groß.
Wer erkennt nicht in dieser bildlichen Redart eine naive Ermahnung zur Tugend der Sparsamkeit? Ist die Küche das Hauptgemach des Hauses, wird den Genüssen des Waimens der größte Theil der Sabe geopfert, so kann dies bildlich dargestellte Sprichwort in umgekehrter Weise erfüllen, und die große Küche ein Haus verschlingen. Und nicht nur ein Haus — noch mehr! Die verschwendertische Vertheidigung der sinnlichen Neigungen hat schon Manden, der über Schwäbner, Wälder und Felder zu gebieten hatte, obdachlos gemacht, dabingegen das weise Zurückhalten des Eigenthums, die Mäßigkeit in Genüssen jeder Art den Wohlstand befördert. — Denn die kleine Küche macht das Haus groß.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 23.

Wer zwei Hain verfolgt, verfolgt keinen.
Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß das „zu viel“ der Unternehmungen dem Unternehmer schadet und ihn die Früchte seiner Mühe nicht genießen läßt. Unser Bildchen stellt sich ein bedauerliches Individuum dar, das, zwei Hain verfolgend, erwarten muß, daß der eine sich nach links, der andere nach rechts reitet. Wer etwas erreichen will im Leben, versplittere nicht seine Kräfte, indem er sich abmüht, nach verschiedenen Seiten hin Vortheile zu erbalten, sondern sammle sie auf einen Punkt. Denn wer zwei Hain verfolgt, verfolgt keinen, d. h. wer zu viel auf einmal einlegen will, erlangt nichts.

Schlüssel zur Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe in Nr. 23.



Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe in Nr. 23.

Vom Gebet.

Ach, Mancher wohl vergiffet das Gebet,
So lang die Freude ihm zur Seite geht;
Und losst wenn ihn die Todesnoth erfasst,
Küßt zum Gebete ihm die Angst nicht laß.
Doch ach, wenn stiller Kummer stets zur Seite geht,
Der öffnet gern und oft die Lippe zum Gebet!

H. Neumann.

Auflösung des Räthfels in Nr. 23.

Faknacht.

Auflösung der Sonomye in Nr. 23.

Atlas.

Auflösung des Rebus in Nr. 23 (als Auflösung des zweiten Räthfels in Nr. 21).

Domino.



Correspondence.
Fr. F. K. geb. J. in G. bei C. Einwendungen, wie die Ihrige, geben uns in so großen Massen zu, daß wir uns zuweilen wirklich in einem „embarras de richesse“ befinden! Sollte also das von Ihnen uns gütigst übersandte Manuscript ungedruckt bleiben, so haben Sie den Grund in dieser unserer beneidenswerthen Verlegenheit zu suchen.
Fr. A. K. in B. Für Ihre Güte den besten Dank. Von dem Dar- gebotenen können wir indeß keinen Gebrauch machen, da das Par- deutsche, zu diesem Zweck angewandt, das Interesse für die Sache eher schwächen als erhöhen dürfte, abgesehen davon, daß bei der großen Zahl unserer Abonnentinnen in allen Gegenden Deutsch- lands, jener Dialect nur verhältnißmäßig Wenigen geläufig sein kann.
Fr. J. B. in S. Ihre zahlreichen Forderungen werden wir aller- dings nach und nach, auch im Interesse unserer übrigen Abonnent- innen, erfüllen. Wenn Sie jedoch die Mühe des Nachschla- gens in früheren Nummern scheuen, so müssen wir die Hoffnung, Sie zu befriedigen, schon aufgeben. Nicht jede einzelne Nummer kann „Alles“ enthalten.
Fr. v. J. in H. Spargelbrot und Tulpen-Zwiebeln, so wie andere Blumenzwiebeln dieser Gattung, müssen aus der Erde genommen werden, so bald die Blätter verdorrt sind; hierauf werden sie in Pa- pierstücken gethan und an einem trocknen Ort aufbewahrt; sobald sie Keuchigkeit einfangen, verkaufen sie.
Ern. A. G. L. in H. Wenn Sie uns einige Aenderungen gestatten, werden wir von Ihren Einwendungen Gebrauch machen.
Ern. C. W. B. in W. „Trovatore's Mandolinenklänge“ klingen in der That sehr anmuthig, bewegen sich jedoch in Tönen, die wir nicht anzuschlagen gewohnt sind. Aus diesem Grunde unterbleibt die Ver- öffentlichung der Serie im Bazar. Die Rücksendung erlassen Sie uns wohl gütigst.
Fr. H. G. in Nr. 2. Was Sie verlangen, ist von unserer Seite un- ausführbar. Wir wissen Ihnen nicht besser zu rathen, als sich mit Ihrer Klage an das Postamt zu wenden.
Fr. W. M. in S. Das nächste Supplement ist bereits gefüllt und recht reichlich mit Schnittmustern zu Häubchen aller Art bedacht — eine Aenderung in Betreff des gewöhnlichen Dessins zu treffen, ist nicht möglich, und müssen wir für dieses Mal Ihre Bitte ab schlagen, da sie so große Eile bedingt.
J. N. in H. Wir bedauern, Ihnen darüber keine Auskunft geben, noch weniger abhelfen zu können; die Veräumnis ist nur dem, durch welchen Sie die Zeitung beziehen, zur Last zu legen.
Fr. L. v. B. in W. In Nr. 24 des Bazar werden Sie bereits ein Dessin nach Ihrem Wunsche gefunden haben. — Ein Receipt zum Baumwuchsen, so wie die genaue Angabe des Verfahrens beim Wachen desselben, erscheint in einer der nächsten Nummern.
Gräfin J. W. in H. bei G. Ihr Wunsch macht uns erst aufmerksam, daß doch zuweilen noch der Briefschwerer zum Motiv einer jier- lichen Eitelkeit gewählt wird, während die plastische Kunst dieses Schreibstisch-Kleinod schon längst in das Reich ihres Schaffens ge- zogen hat, und mit dieser nicht leicht eine Concurrenz aufzunehmen ist. Sollten wir indeß später vielleicht ein Dessin zu diesem Zwecke geben, so würden wir dennoch genöthigt sein, Ihren directen Be- stimmungen dabei etwas aus dem Wege zu geben, da wir auch un- sere übrigen Abonnentinnen zu berücksichtigen haben.
Fr. C. N. G. in W. in G. — n. Ihr Wunsch soll jedenfalls be- rücksichtigt werden.

Von den „Pariser Modellen, zur Selbstanfertigung der gesammten Damen-Garderobe, Kinder-Garderobe und Leibwäsche, herausgegeben von der Administration des Bazar“ sind bis jetzt 7 Lieferungen erschienen. Die letzten Lieferungen enthalten folgende Schnittmuster:

- Lief. 4. Sommermantel Gifela (Abbildung in Nr. 22 des Bazar).
- Knaben-Röckchen (Abbild. in Nr. 24 des Bazar).
- Lief. 5. Mantille Diana (" " " 24 " ").
- Glatte hohe Taille (" " " 24 " ").
- Weiter offener Aermel.
- Lief. 6. Mantille Wanda für Mädchen von 10—12 Jahren (Abbild. in Nr. 20 des Bazar).
- Ausgeschnittene Taille mit Schnebbe für ein Mäd- chen von 7—9 Jahren (Abbild. in Nr. 26 des Bazar).
- Lief. 7. Ausgeschnittene Damentaille.
- Tallenschnitt für Mädchen von 7—9 Jahren, nebst 2 verschiedenen Fichus.

Die Pariser Modelle erscheinen alle 10 Tage in einer Nummer und zwar am 1., 10. u. 20. eines jeden Monats. Jede Lieferung bringt 2—3 der neuesten Pariser Original-Schnittmuster, so daß für den billigen Abonnementspreis von 10 Sgr. (36 Kr.) vierteljährlich 20—25 Schnittmuster gesteuert werden, mithin jedes Schnittmuster etwa 6 Pfennige (1/2 Kr.) kostet, während bisher ein solches Modell, von Paris oder Berlin bezogen, mit 3 bis 4 Thlr. bezahlt wurde. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.